

150+

150+



Balance und Chancen



Karin von Schumann, Oberin 1982 - 1999

Ich würde lieblich einen Brief zu schreiben zu dem 150 jährigen Jubiläum der DRK Schwesterenschaft Wuppertal. Mit sehr viel Freude und großer Freudezeit möchte ich sehr gerne diesen Wunsch ausdrücken, ist mir doch unsere Schwesterenschaft ein Stückchen Heimat, die ich mit so unendlich vielen verstrickten Wuppertaler Menschen teilen dürfte.

150 Jahre - diese Zeit möchte ich zum Schwünge bringen, denn jeder Moment davon ist so kostbar und wertvoll.

150 Jahre schufen und schaffen ein breites Band, das für den Ersten, wie für den Letzten in festes Zeit ergriffen werden kann.

150 Jahre jung. Die Jahre lassen sie nicht altern. Sie ist über alle Zeiten es haben, und bleibt altlos.

Ihr Lebensprinzip ist ständig Neues entdecken zu lassen, damit Veränderungen Wachstum schaffen kann. Motivation schöpferische Kraft auslöst. Um aus der Fülle ihrer ständig erweiterten Aufgaben heraus jedem immer weiterführende Chancen

anzubieten und um ausbalancierten Vorschläge machen zu können. Immer wird sie zeitgemäß handeln und Zukunftsorientiert bedacht sein. Sie bietet eine berufliche und altersbedingte Beratung, und sorgt für die Umsetzung entsprechend.

Die Schwesterenschaft Wuppertal vereint in ihrer Gemeindegemeinschaft jeden 17ten, Jarauf ist ihr ganzer Lebenskreis ausgerichtet die starke Verbindung auch zu leben, das hier und jetzt zu bewahren, und vor einem schlechten Zeitpunkt zu schützen.

Immer den Menschen im Vordergrund. Seit Generationen ist das Tradition. Eine starke Feilschaft, die sich immer wieder aufs Neue bewähren, einstimmen und orientieren kann. Die ihre Bedeutung nicht verliert, und sehr anspruchsvolle in ihrer Umsetzung ist.

Ich wünsche unserer Schwesterenschaft Wuppertal tief in die Erde weit verzweigte Wurzeln. Beständige Menschen, die sie befruchten. In ihr Wissen, Können und Willen entschlossen zu ihrem Volke einbringen. Das eine Ehrenamt ist sie trägt, damit ihr auch in der Zukunft die Wege führen, und ihre Ideale vertritt nicht werden können. Ich rufe die Jubilarin ein frohes Lebenshoch zu!

Karin v. Schumann

Meine Schwestern jubilieren!



Die Schwesternschaft Wuppertal feiert 2023 ihr Jubiläum - 150 Jahre Mensch und Würde. Wie großartig! Und was hat die Gemeinschaft der Rotkreuzschwestern über die Jahrzehnte geleistet! Es gab viele Höhen und Tiefen, es gab freudige und furchtbare Ereignisse, es gab Kriege und andere Krisen, die wir zu bewältigen hatten. Diesen anstrengenden Weg sind die Rotkreuzschwestern gemeinsam gegangen und haben dabei etliche Herausforderungen gemeistert. Ich bin davon überzeugt, das ist uns vor allem deshalb gelungen, weil wir unsere große Mission „Menschen in Not helfen und Leiden lindern“ nie aus den Augen verloren haben.

Über die vergangenen 150 Jahre hinweg haben kluge Frauen die Schwesternschaft immer mit großer Verantwortung, viel unternehmerischem Geschick und einer gehörigen Portion Pioniergeist geführt. Im Fokus standen dabei immer die Themen Frauenförderung und Qualifizierung der Rotkreuzschwestern. Und das schon lange bevor es in Deutschland eine anerkannte Ausbildung in der Pflege gab. Die Schwesternschaft Wuppertal blickt heute voller Stolz auf diese Entwicklung.

Dieser große Erfolg wäre undenkbar ohne das Engagement jener Menschen, die sich tagtäglich mit ihrer Arbeit für eine professionelle und menschliche Pflege einsetzen. Und er wäre auch nicht möglich, ohne die intensive Zusammenarbeit mit zahlreichen Akteuren außerhalb der Schwesternschaft. Deshalb haben wir das diesjährige Jubiläum zum Anlass genommen, um unsere Schwesternschaft einmal aus verschiedenen Perspektiven beleuchten zu lassen. Auf den folgenden Seiten finden Sie die persönlichen Geschichten, Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnisse von 15 verschiedenen Menschen - eine Stimme pro Jahrzehnt. Viele davon sind oder waren selbst Rotkreuzschwestern, einige haben eng mit der Schwesternschaft zusammengearbeitet. Wir blicken gemeinsam zurück und auch nach vorne, denn natürlich wollen wir auch weiterhin die Tradition mit der Zukunft vereinen. Ganz nach dem Motto: miteinander - füreinander.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!
Oberin Bettina Schmidt

Werte, die verbinden:

Menschlichkeit

Unparteilichkeit

Neutralität

Unabhängigkeit

Freiwilligkeit

Einheit

Universalität

Grußworte Karin von Schumann	6	Technische Reife Jutta Middeldorf	46
Editorial Bettina Schmidt	7	Hand in Hand Aisha Bella Diallo	50
Werte und Wandel Kornelia Jäschke	12	Menschen helfen Anke Mülfarth	55
Im Herzen der Stadt Stefan Kühn	14	Gemeinsam stark Volkmar Schön	60
Lernen fürs Leben Birgit Düver	20	Hand, Herz und Kopf Tanja Segmüller	64
Alles außer klinisch Rojan Yalcin	26	Blick nach vorne Gabriele Müller-Stutzer	70
Auf Hausbesuch Christiane Giesler	28	Pflege als Teamsport Norbert Palm	74
Von Schwestern für Schwestern Sabrina Korten	34	Hüten Sie sich vor humorlosen Menschen Steffi Kegler	78
Meilensteine 150 Jahre Schwesternschaft Wuppertal	40	Neue Wege Bettina Schmidt	80



Werte und Wandel

Kornelia Jäschke hat 47 Jahre lang in der Schwesternschaft gearbeitet – und sich doch immer wieder neu erfunden. Rückblick auf ein Leben mit vielen Wendungen.

So ganz kann sie sich nicht von der Schwesternschaft lösen. Obwohl sie seit fast zwei Jahren das Leben als Rentnerin genießt, sieht man Kornelia Jäschke immer noch regelmäßig im Haus Vivo. Dort arbeitet die heute 65-jährige im Sozialdienst. „Das macht mir nach wie vor Spaß und es sind ja auch nur ein paar Stunden im Monat“, so Jäschke. Mehr dürfe es auch nicht sein, schließlich müsse sie sich auch noch um ihre zwei Enkelkinder kümmern. Auf ihre aktive Zeit als Rotkreuzschwester blickt sie mit einem guten Gefühl zurück. Ein Gefühl der Verbundenheit und der Dankbarkeit. Dabei hatte sie anfangs ganz andere Pläne.

Meine Mutter war total stolz, dass ich Rotkreuzschwester werde.

KORNELIA JÄSCHKE

„Auf keinen Fall wollte ich im Krankenhaus arbeiten“, sagt Kornelia Jäschke rückblickend. Sie hatte sich als junger Mensch den Beruf der Erzieherin ausgesucht. Allerdings gab es 1975 in ganz Wuppertal keinen freien Ausbildungsplatz. Der Bereich war völlig überlaufen. Für die damals 16-jährige war das ein herber Rückschlag. Nach viel gutem Zureden – und leichtem Drängen – seitens der

Mutter, entschied sich Kornelia Jäschke dann doch für eine Ausbildung als Kinderkrankenschwester im Krankenhaus. Hier gab es auch damals schon einen Mangel an Fachkräften. Die Schwesternschaft war zu der Zeit der einzige Ausbildungsbetrieb für die Kinderkrankenpflege. „Meine Mutter war total stolz, dass ich Rotkreuzschwester werde.“

An die Ausbildung selbst hat sie allerdings keine guten Erinnerungen. „Ich fand es ganz schrecklich“, sagt sie und lacht. „Das kam mir vor wie eine Reise in die Vergangenheit, mit der Haube und so. Die war einfach lästig bei der Arbeit.“ Streng, altbacken und konservativ – so empfand sie die Ausbildungsbedingungen damals. Im Laufe der Jahre habe sich das geändert. Auch durch den Abschluss als examinierte Kinderkrankenschwester und die damit einhergehende gesellschaftliche Stellung. Untergebracht waren die angehenden Schwestern in den Siebzigern noch im angrenzenden Wohnheim. Im Laufe der Ausbildung verbesserte sich der Wohnkomfort dort deutlich. „Im ersten Haus war kein Herrenbesuch geduldet, im zweiten mussten sich diese auf einer Liste eintragen. Im dritten Haus gab es dann auch schon heimliche Übernachtungen“, erinnert sich Jäschke.

Ihr Arbeitsplatz war die frisch aufgebaute Kinderintensivstation. Aber auch Einsätze außerhalb des Klinikums gehörten dazu. Nach der Ausbildung wechselte sie für rund zehn Jahre in die neu gegründete Kinder- und Jugendpsychiatrie. „Das war mit die schönste Zeit in meinem Arbeitsleben.“ Als besonders prägendes Erlebnis ist Kornelia Jäschke noch der plötzliche Umzug der Kinderklinik wegen Baumängeln im Gedächtnis. Damals war sie zusammen mit der heutigen Oberin Bettina Schmidt als Pflegedienstleitung für die Klinik verantwortlich. Eine echte Hauruckaktion: „Wir mussten innerhalb nur einer Woche mit der gesamten Abteilung umziehen.“ In dieser Zeit mussten freie Räume in anderen Einrichtungen gefunden sowie der Umzug organisiert werden. „Ich erinnere mich noch genau, wie wir irgendwann abends am Arrenberg die letzte Runde

gemacht haben und anschließend total erschöpft ins Bett gefallen sind.“

Ein weiteres Erlebnis mit der Schwesternschaft, das etwas weniger dramatisch war: Während ihrer Zeit im Haus Vivo – um 2005 – wollte Kornelia Jäschke unbedingt als Teilzeitkraft in der häuslichen Kinderpflege arbeiten. Das allerdings hätte den Ausstieg aus der Schwesternschaft bedeutet. „Das wollte ich nicht“, sagt sie. Nach mehreren Gesprächen und vielen Überlegungen konnte man eine für alle Seiten befriedigende Lösung finden. Kornelia Jäschke durfte über einen Gestellungsvertrag ihren neuen Nebenjob antreten und war überglücklich.

Sich immer wieder beruflich verändern und Neues entdecken zu können, das war für Jäschke einer

der großen Vorteile in der Schwesternschaft. „Ich brauchte nichts anderes“, sagt sie heute. Ein weiterer Pluspunkt für Jäschke: das herzliche Miteinander. Die vielen verschiedenen Menschen, zu einigen hat sie heute noch Kontakt, haben ihre Zeit bei der Schwesternschaft zu etwas Besonderem gemacht. „Ich habe meine Kolleginnen und Kollegen immer als sehr warmherzig, offen und hilfsbereit erlebt“, sagt Jäschke. „Man hatte immer einen Ansprechpartner, wenn man einen brauchte.“

Im Laufe der Zeit musste Kornelia Jäschke, bedingt durch ihre vielen Wechsel, oft Abschied nehmen. Von Kolleg:innen und von Patient:innen. Im Rückblick waren es jene Momente, die besonders emotional waren. Ihr Resümee: „Ich war immer mittendrin und hatte vor allem das Gefühl, als Rotkreuzschwester wertgeschätzt zu werden.“



Kornelia Jäschke,
pensionierte Rotkreuzschwester

Im Herzen der Stadt

Als Sozialdezernent kennt Stefan Kühn die Schwesternschaft gut. Er schätzt vor allem die innovativen Impulse für die Stadt und den Wandel hin zu einem modernen Pflegeanbieter.

Wie nehmen Sie die Arbeit der Schwesternschaft wahr? Stefan Kühn: Die Schwesternschaft ist für mich ein zentraler Akteur des sozialen Wuppertals. Und das in zweierlei Hinsicht: zum einen hinsichtlich der strukturellen Daseinsfürsorge in der jahrzehntelangen Kooperation mit dem Helios Klinikum. Die Schwesternschaft bildet hier mit ihrer Kompetenz und Erfahrung in der Krankenpflege eine wichtige Basis für unsere Stadt. Zum anderen habe ich die Schwesternschaft in den letzten 23 Jahren als sehr aktiven Innovationstreiber wahrgenommen.

Welche Projekte haben Sie dabei im Blick? Zum Beispiel das Seniorenheim an der Rudolfstraße, das zunächst als reines Schwesternheim gestartet ist und heute als anerkannter und hochqualitativer Anbieter im Bereich der stationären Altenpflege agiert. Ich kenne persönlich ältere Menschen, die sich ganz bewusst für diese Einrichtung entschieden haben. Die gute Qualität hat sich längst rumgesprochen. Und einen guten Ruf muss man sich bekanntlich verdienen und erarbeiten. Das hat die Schwesternschaft hinbekommen.

Mit dem Haus Vivo hat die Schwesternschaft außerdem ein echtes Alleinstellungsmerkmal für Wuppertal geschaffen. Diese Einrichtung für außerklinische Intensiv- und Beatmungspflege stellt die Lebensqualität trotz schwerer Erkrankung in den Mittelpunkt und deckt einen wichtigen Bedarf ab. Das lässt sich zum Beispiel an der Vergrößerung des Hauses im letzten Jahr ablesen.

Auch der ambulante Pflegedienst RKS Mobil leistet einen wichtigen Dienst in unserer Stadt und ergänzt die vorgenannten Angebote sinnvoll bis in die Stadtteile hinein.

Wo sehen Sie die Schwesternschaft in Zukunft? Die Schwesternschaft bleibt in meinen Augen ihrem innovativen Anspruch weiterhin treu. Zum Beispiel mit dem geplanten Neubau in direkter Nachbarschaft zum Helios Klinikum. Besonders gelungen finde ich dabei, dass dieses neue Angebot mit einer Kindertagesstätte in Trägerschaft des Roten Kreuzes kombiniert werden soll.

Für mich ist das ein wunderbares Beispiel dafür, wie man als Arbeitgeber die Vereinbarkeit von Beruf und Familie voranbringen kann. Da wird also nicht nur „gekalte“, wie man in Wuppertal gerne sagt, sondern da wird gemacht. Die Kooperation mit dem Roten Kreuz zeigt aber auch, dass die Schwesternschaft sehr gut eingebunden ist in die allgemeine Wohlfahrtspflege in Wuppertal.

Denken Sie, dass die Schwesternschaft auch öffentlich so wahrgenommen wird? Ich finde, dass mit der aktuellen „Meine Schwestern“-Kampagne ein guter Weg gefunden wurde, um die Vergangenheit mit der Zukunft zu verknüpfen. Wenn ich lese „Meine Schwestern suchen Schwestern“ und dann steht da ein Mann, dann wird klar, dass die Schwesternschaft sich geöffnet hat. Die Pflege als reiner Frauenberuf, eine Entwicklung aufgrund patriarchalischer Strukturen, gibt es heute so nicht mehr und das, ohne den gelernten Qualitätsbegriff „Schwesternschaft“ aufzugeben. Man muss sich heute mit modernen Formen des Marketings an die Menschen wenden, um Fachkräfte zu rekrutieren. Das ist ja längst kein Selbstläufer mehr.

Wie funktioniert der Austausch der verschiedenen Akteure in unserer Stadt? Wir haben in Wuppertal ein gutes Miteinander von öffentlichen und privaten Trägern in der Pflege. Es gibt einen sinnvollen und regelmäßigen Austausch zwischen den Akteuren und der Stadt. Zum Beispiel als es damals um

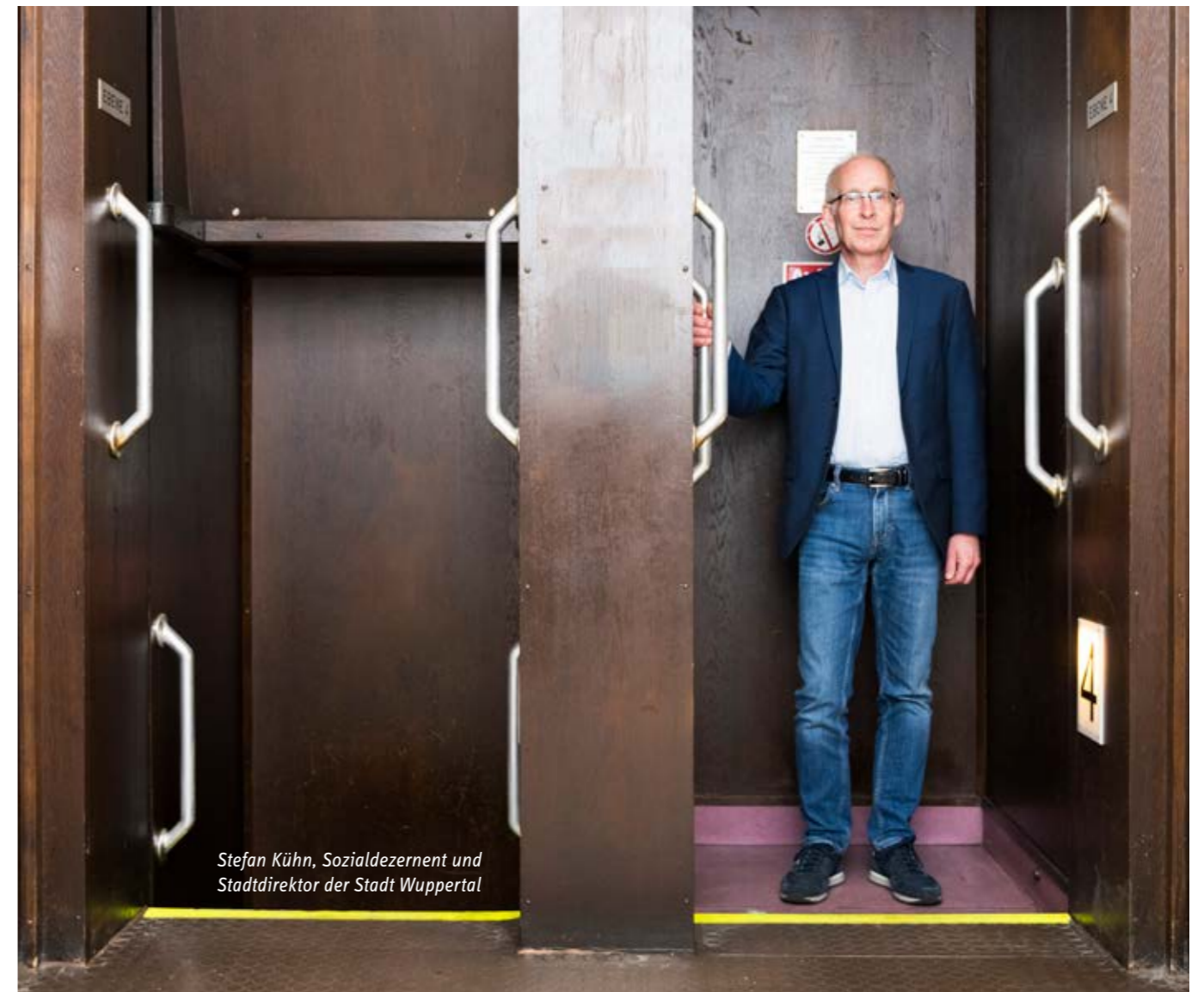
die Gründung des ambulanten Dienstes rotkreuzschwestern mobil ging. Da haben wir als Stadt gerne mitgeholfen.

Wo sehen Sie grundsätzlich noch Handlungsbedarf in der Pflege? Zum Beispiel bei den jüngeren Patienten und Patientinnen mit MS. Da gibt es ganz andere Bedarfe als bei den älteren, auch weil diese meist keine kognitiven Einschränkungen haben und noch viel mehr am Leben teilnehmen können. Auch der Bereich der außerklinischen Behandlung nach einem Krankenhausaufenthalt ist meiner Meinung nach noch ausbaufähig. In den Krankenhäusern findet im Prinzip nur noch die Behandlung der Krankheiten statt, gesund werden muss man dann woanders. Oft ist das in

den eigenen vier Wänden aber nicht möglich, dann braucht es kompetente Einrichtungen, die diese Bedarfe erfüllen können. Ich würde mir da eine noch engere Vernetzung wünschen.

Wir brauchen also noch mehr gut ausgebildete Pflegefachkräfte. Ja, unbedingt. Auch wenn die Belegungszahlen in den Altenheimen in den letzten Jahren zurückgegangen sind, besteht natürlich der Pflegebedarf zu Hause. Ich denke, die Schwesternschaft ist gut aufgestellt, was den Nachwuchs in der Pflege angeht. Und zwar als fairer Arbeitgeber, der gute Rahmenbedingungen für angehende Pflegefachkräfte bieten kann.

Vielen Dank für das Gespräch.



Stefan Kühn, Sozialdezernent und Stadtdirektor der Stadt Wuppertal

Ich denke, die Schwesternschaft ist gut aufgestellt, was den Nachwuchs in der Pflege angeht. Und zwar als fairer Arbeitgeber, der gute Rahmenbedingungen für angehende Pflegefachkräfte bieten kann.

STEFAN KÜHN

Auf Befehl Seiner Majestät des Königs

bezeugt die Generalkommission in Angelegenheiten der
Königlich Preussischen Orden fürwahr, daß Seine Majestät
in Anerkennung der Verdienste von Frau Knitz in
Hamburg, Siedlerin Therese Franziska Marie Kötel,

die Rote Kreuzmedaille dritter Klasse

zu verleihen geruht haben. Zur Beglaubigung ist dieses
Zeugnis unter unserer Unterschrift und Siegel abge-
fertigt worden.

Berlin, den 22. Nov. 1907.

Generalkommission in Angelegenheiten der Königlich Preussischen Orden.



Reichsarchivar



Lernen fürs Leben

Birgit Düver ist seit 45 Jahren Teil der Schwesternschaft. Der Einstieg als Vorschülerin ist ihr bis heute in guter Erinnerung. Ein Rückblick ins Mutterhaus.

Das gemeinsame Mittagessen im Speisesaal des Mutterhauses der Schwesternschaft war durchgeplant wie in einer Kaserne. Eröffnet und beendet wurde es von Oberin Prowalla – mit strengem Blick und einem Glöckchen in der Hand. Die pensionierten Rotkreuzschwestern fanden sich pünktlich und vorschriftsmäßig gekleidet im Speisesaal des Hauses an der Schleichstraße ein. Die Vorschülerinnen saßen verteilt an verschiedenen Tischen.

Das Mutterhaus befand sich in direkter Nachbarschaft zum Gebäudekomplex der städtischen Krankenanstalten. Schon damals, im Jahr 1978, der Arbeitsplatz für zahlreiche Rotkreuzschwestern. Auch die junge Birgit Düver wollte dort ihren Dienst antreten. Aufgrund ihres Alters, sie war noch nicht volljährig, wurde ihr empfohlen, erst einmal als Vorschülerin im Mutterhaus zu arbeiten. Gesagt, getan. Am 1. August 1978 legte sie die lilafarbene Vorschülerinnen-Tracht und die weiße Schürze an und begann ihren Weg in der Schwesternschaft. „Ich kann mich noch sehr gut an das Datum erinnern“, sagt Birgit Düver. „Es war eine schöne Zeit.“

Gut 45 Jahre liegt das jetzt zurück. Fast ein ganzes Arbeitsleben. Birgit Düver ist zufrieden mit ihrer Entscheidung. Nach einem halben Jahr als Vorschülerin ging es für sie zuerst in die Abteilung „Chirurgie Männer und Frauen“, wo sie ihre reguläre Ausbildung absolvierte. Die einzige Abteilung, in der die Geschlechter gemischt waren. Anschließend der Wechsel in die Urologie. Seit fünf Jahren ist sie Abteilungsleiterin für die urologische Endoskopie und die urologische Notfallambulanz

im Helios. Von den insgesamt 15 Mitarbeitenden sind vier ebenfalls Rotkreuzschwestern. Zusammen sind sie ein eingeschworenes Team, darauf ist Birgit Düver besonders stolz.

Der Entschluss, als Krankenpflegerin zu arbeiten, geht ein Stück weit auf Düvers Großmutter zurück. Diese hat als OP-Schwester gearbeitet und als solche auch Frontdienst im Zweiten Weltkrieg geleistet. Die Begeisterung, mit der die Oma trotz dieser schrecklichen Zeit über ihren Beruf sprach, hat die junge Frau fasziniert und schließlich überzeugt, auch diesen Weg einzuschlagen. „Ich wollte gerne Teil einer Gemeinschaft sein, aber nicht im kirchlichen Umfeld“, so Düver. Die Schwesternschaft konnte ihr genau das bieten.

Ihre Zeit als Vorschülerin habe ihr damals den Einstieg als Auszubildende in der Klinik erleichtert, erinnert sich Düver. Nicht nur auf die pflegerische Arbeit sei man vorbereitet worden, sondern aufs Leben. Das Einsatzgebiet im Mutterhaus war nämlich breit gefächert. „Wir haben in der Küche geholfen, in der Waschküche und wir haben den Speisesaal betreut.“

Zu den Aufgaben der Vorschülerinnen zählte auch das Nähen und Ausbessern der Schwestertrachten und -hauben. Nach Feierabend mussten die jungen Frauen die Nähstube wieder auf Vordermann bringen. Eine gute Gelegenheit, um sich selbst heimlich als Rotkreuzschwester zu „verkleiden“. Nicht, um sich darüber lustig zu machen, sondern weil die Tracht als eine Art Auszeichnung verstanden wurde und als Zeichen der Zugehörigkeit. Sie tragen zu dürfen, war eine Ehre.

Darüber hinaus unterstützten die Vorschülerinnen – insgesamt waren sie zu sechst – die beiden Hauschwestern Frieda und Susanne bei der Betreuung der pflegebedürftigen Schwestern in der Einrichtung. „Man konnte viel lernen über Patientenpflege, Krankenbeobachtung, wie man Patienten richtig wäscht und sie bettet“, sagt Birgit Düver. Viele nette Geschichten habe sie damals erlebt.

Ich wollte gerne Teil einer Gemeinschaft sein, aber nicht im kirchlichen Umfeld.

BIRGIT DÜVER

Zum Beispiel mit der rüstigen Schwester Käthe, die ihr kahles Haupt stets mit einer Perücke bedeckte. Die traditionelle Schwesternhaube hatte sie einfach daran festgeklammert. Die pragmatische Pensionärin hatte viele Jahre als Kinderkrankenpflegerin gearbeitet und war – wie fast alle Schwestern im Mutterhaus – immer mit Tracht, Haube und Brosche unterwegs. Ihre Vorliebe für Piccolo war allgemein bekannt. Den ersten trank sie gerne schon in den frühen Morgenstunden. Birgit Düver ist sie noch heute in guter Erinnerung: „Schwester Käthe war eine zierliche Person und etwas schwerhörig. Jeden Morgen begrüßte sie uns lautstark mit den Worten: Guten Morgen, ihr Kadetten! Habt ihr gut geschlafen?“

Düver kann sich auch noch gut an die morgentlichen Frühstückstreffen mit der Oberin erinnern. Eine streng hierarchische Veranstaltung. „Wenn die Oberin Prowalla fertig gegessen hatte, wurde aus der Zeitung vorgelesen. Wir haben uns dann nicht mehr getraut, weiter zu essen, obwohl wir noch Hunger hatten“, sagt sie und lacht. Zum Glück für die jungen Frauen gab es eine aufmerksame Köchin, Frau Urmersbach, der die Problematik bekannt war. Sie versorgte die Schülerinnen im Anschluss an das Frühstück mit einem Nachschlag. „Sie sagte dann immer: Kommt in die Küche, Mädels, hier gibt es noch Brötchen.“

„Viele der Schwestern waren ja mit ihrem Job verheiratet und konnten auch nicht für die Rente einzahlen.“ Oder wie man früher sagte: „Die

haben nicht geklebt“. Dadurch waren sie oftmals schon aus finanziellen Gründen auf die Unterbringung und Pflege im Mutterhaus angewiesen. Allerdings, so Düver, habe es insgesamt nur acht mehr oder weniger pflegebedürftige Schwestern während ihrer Zeit gegeben. Die übrigen kamen sehr gut alleine zurecht. „Mit denen hatten wir auch nicht viel zu tun, außer dass wir gelegentlich Einkäufe erledigen mussten“, sagt Birgit Düver. Ein Piccolo für Schwester Käthe gehörte natürlich immer dazu. Die älteste Rotkreuzschwester im Haus war stolze 101 Jahre alt – und trotzdem mobil und unglaublich diszipliniert. Das war einfach eine andere Generation, wie Düver sagt. „Diese Frauen haben eine andere Zeit erlebt und mussten viel härter arbeiten als wir heute.“

Die Tatsache, dass sie erst mit 18 Jahren den Dienst im Klinikum antreten durfte, sieht Düver heute eher positiv. Immerhin sei die Arbeit im Krankenhaus eine Herausforderung – körperlich wie auch psychisch. Rückblickend sei sie froh über die langsame Vorbereitung als Vorschülerin: „Ich fand diesen Einstieg eine gute Sache. Als ich meine Ausbildung anfang, wusste ich bereits, wie man Patienten wäscht oder Katheter zieht.“ In der Klinik fand sich Düver deshalb schnell zurecht. Zwei Oberschwestern, Karin von Schumann und Schwester Regina, waren die Ansprechpartnerinnen vor Ort für sämtliche Belange. „Bei Schwester Karin, die spätere Oberin der Schwesternschaft, konnte man jederzeit anklopfen“, erinnert sich Düver.

In etwas mehr als zwei Jahren wird sie sich selbst aus dem aktiven Dienst verabschieden. An den Einzug ins einstige Mutterhaus – das heutige Haus Vita – denkt sie aktuell natürlich noch nicht. Regelmäßige Besuche in der Rudolfstraße stehen aber schon jetzt auf dem Programm, weil ihre eigene Mutter dort ihren Lebensabend verbringt.

Zum Abschluss betont Birgit Düver: „Ich bin wirklich froh, stolz und glücklich und habe es immer genossen, ein Teil der Schwesternschaft zu sein.“

*Ich bin wirklich
froh, stolz und
glücklich und
habe es immer
genossen, ein Teil
der Schwestern-
schaft zu sein.*

BIRGIT DÜVER

*Birgit Düver, Abteilungsleiterin
Urologische Endoskopie und Urologische
Notfallambulanz Helios Klinikum*





Alles außer klinisch

Das Haus Vivo ist eine deutschlandweit einmalige Einrichtung für außerklinische Intensivpflege. Rojan Yalcin über Spezialisierung und Verbundenheit.

Rojan Yalcin hat eine besonders intensive Beziehung zur pflegerischen Arbeit. Seit rund zwölf Jahren ist er in der Schwesternschaft im Bereich Intensivpflege tätig. Angefangen hat er als Pflegefachkraft für Intensiv und Anästhesie im Haus Vivo. Das war 2011. Heute ist er Geschäftsführer der pflegerischen Einrichtungen der Schwesternschaft. Dazwischen hat Yalcin unter anderem zwei Studiengänge abgeschlossen, war erst Wohnbereichsleitung und später Einrichtungsleitung im Haus Vivo.

Die Schwesternschaft steht für mich für eine qualitativ hochwertige und professionelle Krankenpflege.

ROJAN YALCIN

Eine Bilderbuchkarriere im Schoße der Schwesternschaft. Und das als Mann. „Ich fühle mich der Schwesternschaft sehr verbunden“, sagt der 44-Jährige. „Die Schwesternschaft steht für mich für eine qualitativ hochwertige und professionelle Krankenpflege. Das ist für mich einer der Gründe, warum ich hier bin.“ Außerdem, so Yalcin, könne er sich sehr gut mit den Grundsätzen des Deutschen Roten Kreuzes identifizieren. Sein Lieblingsgrundsatz ist der der Neutralität. „Alle Mitarbeite-

rinnen und Mitarbeiter werden unabhängig von ihrer Herkunft gleich behandelt – das finde ich essenziell für die Arbeit.“ Seit 2022 können auch Männer außerordentliche Mitglieder in der Schwesternschaft werden.

Durch seine Tätigkeit in vielen verschiedenen Arbeitsbereichen hat er einen umfassenden Blick auf die pflegerische Arbeit, insbesondere im Haus Vivo. „Das Haus Vivo wurde in den Neunzigern von einigen Rotkreuzschwestern ins Leben gerufen, um eine alternative Versorgungssituation in einer häuslichen Atmosphäre für intensivpflichtige Patient:innen zu schaffen. Das war schon damals sehr weitsichtig“, so Yalcin. 1995 machten sich die Rotkreuzschwestern auf die Suche nach einem geeigneten Gebäude, der erste Patient konnte 2005 sein Zimmer beziehen. Auf dem Weg dahin mussten viele Hürden genommen werden, weil es eine derartige Einrichtung bis dahin nicht gab. 2014 gab es eine Reorganisation im Haus Vivo. „Wir haben das Haus neu aufgestellt und sind weiter in die Spezialisierung gegangen.“ Diese Transformation war überaus erfolgreich. So ist das Haus Vivo heute beispielsweise die einzige außerklinische Einrichtung in Nordrhein-Westfalen, die vor Ort proaktiv Dialyse für beatmete Menschen anbietet.

Im Kern ist das Haus Vivo ein sicherer Hafen für jene Menschen, die aufgrund ihrer Krankheit eigentlich im Krankenhaus leben müssten. In den Anfängen handelte es sich dabei vor allem um beatmungspflichtige Patient:innen. Die Einrichtung ist aber mehr als ein „Ersatz-Zuhause“. Im Idealfall gelingt es, die krankheitsbedingten Einschränkungen so weit zu verbessern, dass eine ambulante Versorgung in den eigenen vier Wänden möglich wird.

Das 2020 beschlossene Intensivpflege- und Rehabilitationsstärkungsgesetz (IPReG) hat dafür gesorgt, dass sich das Haus Vivo abermals neu strukturieren musste. „Wir waren deutschlandweit die erste Einrichtung, die einen neuen Vertrag nach dem IPReG bekommen haben“, sagt Rojan Yalcin. Der Hintergrund für die Gesetzesänderung: Weil die pflegerische Versorgung von intensivpflichtigen Patient:innen extrem kostenintensiv ist, wurden ambulante Dienste jahrelang bevorzugt. Das Haus Vivo konnte die gesetzlichen Anforderungen schon viele Jahre vor der Novellierung erfüllen. „Wir hatten schon immer die Rehabilitation der Bewohner:innen im Blick und sind gewissermaßen in Vorleistung gegangen, was die Qualifikation der Mitarbeiter sowie die technische Ausstattung angeht“, sagt Yalcin.



Rojan Yalcin, Geschäftsführer Eigeneinrichtungen der Schwesternschaft Wuppertal

Dabei sind die Bedarfe äußerst komplex und vor allem sehr individuell: „Wir müssen für jeden Bewohner und jede Bewohnerin einen passenden Behandlungsmix zusammenstellen.“ Vielfach bestehen lebensnotwendige Abhängigkeiten von technischen Geräten. Deshalb arbeitet im Haus Vivo ein multiprofessionelles Team zusammen. Nur so ist es möglich, den Bedürfnissen der Bewohner:innen wirklich gerecht zu werden.

„Wir haben inzwischen ein riesiges Know-how für die Versorgung von schwerkranken Menschen aufgebaut“, so Yalcin. Das sei auch dringend nötig.

Auf eine Sache ist Rojan Yalcin besonders stolz: die Flexibilität des Hauses. „Wir sind sehr schnell, wenn es darum geht, Anpassungen vorzunehmen und die Pflege zu optimieren.“ Bei der Versorgung von Intensivpatienten sei das eine wichtige Grundvoraussetzung. Tendenziell werden heute mehr Menschen mit multiplen Erkrankungen eingeliefert. „Man weiß nie, wer mit welchen Bedarfen zu uns kommt.“ Jeden Tag müsse man neu priorisieren. So kommen viele der Patient:innen heute mit Erkrankungen wie ALS, Morbus Crohn, Chorea Huntington oder Viruserkrankungen – zusätzlich zu den Problemen mit der Atmung. Im Haus Vivo



werden diese Fälle aufgefangen. „Man kann sagen, je komplexer ein Fall ist, desto interessanter ist er für die Kolleg:innen im Haus Vivo.“ Das spreche für die Professionalität, die in der Schwesternschaft immer hochgehalten wird, so Yalcin.

Auf Hausbesuch

Seit 2008 bietet die Schwesternschaft ihre Dienste auch ambulant an. Ursprünglich wurde das Projekt rotkreuzschwestern mobil als Quartierspflege konzipiert. Ein Rückblick von Christiane Giesler.

Heute gehört der ambulante Dienst RKS Mobil fest zum Repertoire der Schwesternschaft. Die Rotkreuzschwestern auf vier Rädern besuchen Patienten und Patientinnen in den eigenen vier Wänden und ermöglichen dadurch ein weitgehend selbstbestimmtes Leben. Der optimale Weg für alle, die auch ohne die Rundumversorgung im Seniorenheim noch gut zurechtkommen. Rotkreuzschwester Christiane Giesler hat den Dienst vor fünfzehn Jahren mit aufgebaut. „Wir wollten damals alle Felder der Pflege besetzen. Neben der stationären Pflege, der Akutpflege im Krankenhaus und der Langzeitpflege fehlte da noch die ambulante Pflege“, so Christiane Giesler, die heute im Vorstand der Schwesternschaft arbeitet.

Der Leitsatz der deutschen Gesundheitspolitik lautete ab 1995 „ambulant vor stationär“. Mit der neuen Richtungsvorgabe veränderten sich die medizinischen und pflegerischen Rahmenbedingungen. Allerdings hatte die Schwesternschaft nicht vor, nur einen weiteren Pflegedienst anzubieten. „Wir wollten etwas Besonderes machen und eine Lücke füllen“, sagt Giesler. Die Idee:

Man ist im ambulanten Dienst wirklich zu Gast bei den Menschen.

CHRISTIANE GIESLER

ein Quartierspflegedienst nach dem Bielefelder Modell. Dort hatte sich die ortsansässige Gesellschaft für Wohnen und Immobiliendienstleistungen mit einem sozialen Dienstleister zusammengetan und Wohnquartiere mit angeschlossenem Pflegeangebot entwickelt. Insbesondere der Wegfall der Autofahrten – mit allen dadurch entstehenden Problemen wie Parkplatzsuche oder Zeitverlust durch den Verkehr – macht dieses Modell bis heute attraktiv. Die Pflegenden sind im Schichtdienst vor Ort und können ihre Arbeit zu Fuß erledigen. Das bedeutet weniger Stress und mehr Zeit für die Pflegeaufgaben. Christiane Giesler hat selbst lange in der ambulanten Pflege gearbeitet und war sich der Problematik bewusst.

Der neue Dienst sollte auch für die Pflegenden attraktiv sein. In Kooperation mit einer Wuppertaler Wohnungsbaugesellschaft fand man einige Zeit später noch ein passendes Wohnquartier an der Waisenstraße in Barmen. „Durch den Wegfall der Fahrtzeiten konnten wir uns mehr Zeit für die eigentliche Pflege vor Ort nehmen“, so Giesler. Nach und nach wurden insgesamt vier Standorte im Wuppertaler Stadtgebiet aufgebaut. Es gab auch Kooperationen mit der GWG am Domagkweg und am Röttgen. Die einzelnen Quartiere wurden nach dem sogenannten Toyota-Prinzip organisiert. Das heißt, dass alle Dienste nach dem gleichen Schema aufgebaut sind, um die Abläufe zu optimieren. Alles lief reibungslos. Christiane Giesler erinnert sich an ein harmonisches Miteinander in den Quartieren. „Es gab diverse Sommerfeste, bei denen sich Pflegenden und Pflegebedürftige auf Augenhöhe, als Nachbarn begegnet sind. Das war schon etwas Besonderes.“ Die Menschen waren sehr dankbar für das Angebot. Der große Knackpunkt: „Die Finanzierung hat geschwächelt, weil wir nicht die gleichen Bedingungen auf dem Pflegemarkt und in der städtischen Kooperation hatten wie Bielefeld, außerdem zahlten wir tariflich“, so Christiane Giesler. Aus diesem Grund musste das zukunftsweisende Konzept 2014 nach rund fünf Jahren aus wirtschaftlichen Gründen beendet werden.



Christiane Giesler, Vorstand
Schwesternschaft Wuppertal

In der Folge wurde der RKS Mobil erfolgreich in einen klassischen ambulanten Pflegedienst überführt, der bis heute aktiv ist und kontinuierlich weiterentwickelt wird. Über 280 Patient:innen werden heute im Raum Wuppertal von den mobilen Rotkreuzschwestern versorgt, am Standort Düsseldorf sind es rund 150. „Insbesondere mit der Pflegedienstleitung Frau Ignatzy ist es gelungen, den Dienst über die letzten Jahre durch wichtige Spezialfelder zu ergänzen.“ Gerade im wichtigen Bereich der akuten ambulanten Palliativpflege (AAPV) wurde der Dienst nach und nach weiter ausgebaut. Immer mit dem Fokus auf menschliche Nähe und professionelle Hilfe. Eine enge Vernetzung aller an der Behandlung beteiligten Berufsgruppen ist dafür unerlässlich.

Die große Kunst bei der ambulanten Pflege sei es, die Versorgung schnell und trotzdem würdig abzuwickeln. Christiane Giesler: „Es ist wichtig, dass die Pflegenden den Menschen vermitteln: Ich bin jetzt da und wir können uns unterhalten.“ Im Unterschied zur stationären Pflege sind die Pflegenden oftmals die einzigen, mit denen die Patientinnen und Patienten noch Kontakt haben. Entsprechend groß sei häufig die Vorfreude auf den Besuch. „Man ist im ambulanten Dienst wirklich zu Gast bei den Menschen“, sagt Christiane Giesler. Das bedeute aber auch, dass diese Einsätze ein Höchstmaß an Flexibilität und Professionalität voraussetzen. Eigenverantwortliches Handeln gehört für die ambulanten Rotkreuzschwestern zur täglichen Routine. Auch, weil man häufig allein unterwegs ist.

Nicht zu unterschätzen sei auch eine gut durchdachte Tourenplanung. Gerade hinsichtlich der verschiedenen Bedürfnisse der Menschen ist das bis heute eine Herausforderung. „Zu meiner Zeit haben wir die Touren immer an den Diabetespatienten ausgerichtet“, erinnert sich Giesler.

Bei aller Planung bleibt es natürlich das Ziel, die Menschen optimal zu versorgen. „Die Patientinnen und Patienten in der ambulanten Pflege haben ja

individuelle Bedürfnisse. Das passt leider nicht immer mit dem vorgegebenen Zeitplan zusammen.“ Der Dienst streng nach Katalogvorgabe der Krankenkassen ist aus diesem Grund oftmals kaum möglich. „Es kann sein, dass ein und dieselbe Versorgung an einem Tag zehn Minuten dauert und an einem anderen zwanzig.“ Die Gründe dafür sind vielfältig: zum Beispiel, weil ein erhöhter Gesprächsbedarf besteht. Kurz gesagt: weil Menschen nicht jeden Tag gleich ticken. „Eigentlich müsste man Soft-Skills wie menschliche Zuwendung mit einrechnen“, findet Giesler.

Die Digitalisierung hat auch in der ambulanten Pflege Vieles verändert und Abläufe vereinfacht. Zum Beispiel wurden früher wichtige Informationen über die Patientenmappe weitergereicht, heute werden diese in digitaler Form gespeichert und sind für alle Pflegenden leicht einsehbar. Die geplante Tour wird an zentraler Stelle aktualisiert, sodass Änderungen schnell und direkt umgesetzt werden können. Smartphone und Tablet sind zu ständigen Begleitern in der ambulanten Pflege geworden. Auch der Leistungskatalog ist darüber digital abrufbar, was gerade für jene Pflegenden sinnvoll ist, die zum ersten Mal bei einem Patienten sind. „Es gibt heute ganz andere Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten. Wir hatten früher sogenannte Übergabebücher in der Station“, erinnert sich Giesler. Die Schreiarbeit und der Planungsaufwand haben sich im Zuge der Digitalisierung deutlich verringert.

„Für mich ist die ambulante Pflege nach wie vor einer der spannendsten Arbeitsbereiche“, so Christiane Giesler. Für die reine Quartierspflege – wie sie in Wuppertal nur sehr kurz möglich war – gebe es allerdings bis heute kein wirtschaftlich tragbares Konzept, bei dem gleichzeitig eine hohe qualitative Versorgung mit Fachpflegepersonal garantiert werden kann. Vielleicht wird sich das im Rahmen der sogenannten Ambulantisierung in den nächsten Jahren ja noch einmal ändern. Wünschenswert wäre es.

Für mich ist die ambulante Pflege nach wie vor einer der spannendsten Arbeitsbereiche

CHRISTIANE GIESLER





Sabrina Korten,
Pflegedienstleitung
Haus Vita

HAUS VITA

Von Schwestern für Schwestern

Lange Zeit war das Haus Vita eine Altersresidenz für Rotkreuzschwestern. Heute gibt es hier Langzeitpflege für alle. Für Pflegedienstleitung Sabrina Korten ist das Haus in der Rudolfstraße mehr als ein Arbeitsplatz.

Wenn Sabrina Korten durch den großen Saal im Erdgeschoss des Haus Vita streift, erinnert sie sich manchmal an ihre Kindheit. Damals, in ihrer Grundschul- und Kindergartenzeit, war sie einige Male hier, um mit dem Kinderchor zu singen. Als Belohnung gab es immer eine große Tafel Schokolade. So etwas bleibt einem in dem Alter natürlich in Erinnerung. „Ich bin auch hier in der Ecke aufgewachsen“, sagt Korten. Auf dem damals noch vorhandenen Verkehrsübungsplatz gegenüber von der Einrichtung hat sie einst ihren Fahrradführerschein gemacht. Seit einigen Jahren ist sie noch etwas öfter hier im Haus Vita, das früher nur Altersheim der Schwesternschaft hieß. 2011 hat sie hier ihre Ausbildung als Altenpflegerin angefangen und erfolgreich absolviert, später war sie als Wohnbereichsleiterin tätig. 2022 hat sie schließlich ihren Posten als neue Pflegedienstleitung angetreten.

Und noch etwas verbindet die heute 31-jährige mit dem Haus am Fuße der Hardt: Ihre eigene Oma hat hier ihren Altersabend verbracht. „Erst war sie in einer der ambulant versorgten Mietwohnungen im Nachbarhaus und dann hier im Altenheim“, sagt Korten. Noch heute gibt es einen regen Austausch mit den Mieter:innen im Haus nebenan. Einige kommen regelmäßig zum Essen oder beteiligen sich an den gemeinsamen Aktivitäten. Und davon gibt es einige: Bingo-Abende, Sportkurse, Gottesdienste. Seit Kurzem gibt es einen Miniatur-Basketballkorb, der bei den Senior:innen sehr gut

ankommt. Genau wie die mobile Kegelbahn, die schon länger zum Inventar gehört. Auch die wiederkehrenden Feste sind immer ein Highlight – sowohl für die Senior:innen als auch für die Pflegenden. Darüber hinaus gibt es natürlich noch die Einzelaktivitäten auf den Zimmern. „Es ist sehr wichtig, dass es diese ganzen Aktivitäten gibt“, so Korten. Gerade während des Corona-Lockdowns habe man das gemerkt. „Es hat ziemlich lange gedauert, bis wir alle wieder zu einem normalen Alltag gefunden haben.“ Eine schwierige Zeit, die wohl niemand im Haus Vita so schnell vergessen wird.

Ein Erlebnis, das Sabrina Korten wohl auch nicht vergessen wird, passierte etwa einen Monat nach dem bestandenen Examen. An einem eher ruhigen Samstag stürmte ein Praktikant in die Pause und verkündete aufgeregt, dass er eine Bewohnerin leblos in ihrem Zimmer aufgefunden hätte. Das allein ist in einem Altenheim keine wirkliche Überraschung. Aber: „Wir konnten es erst nicht glauben, weil die Bewohnerin nicht akut erkrankt war“, so Korten. Ein echter Schock für die frisch examinierte Altenpflegerin war der anschließende Besuch der Kriminalpolizei. Eigentlich eine Standardvorgehensweise, bei der unter anderem die Dokumentation geprüft wird. Keine große Sache also – wenn man darauf vorbereitet ist. Sabrina

Ich finde es erschreckend, mir vorzustellen, dass ein Roboter irgendwann die pflegerische Arbeit übernehmen soll.

SABRINA KORTEN

Korten war es damals nicht. „Heute weiß ich, bei überraschendem Tod muss die Kripo kommen“, sagt sie. „Das Zimmer wurde auch nach der Untersuchung versiegelt – wie im Tatort.“ Wenig später wurden die Ermittlungen wie zu erwarten eingestellt. Trotzdem, sagt Korten heute, sei sie damals von der Situation überrumpelt worden. „Heute bereite ich die jungen Pflegekräfte darauf vor, dass das passieren kann.“

Nach der großen Sanierung im Jahr 2008, das Haus wurde unter anderem um eine fünfte Etage mit Dachterrasse erweitert, durften auch Senioren einziehen, die nicht aus dem Kreis der Schwesternschaft stammen. Insgesamt gibt es jetzt 75 Bewohnerzimmer. Einige der Räume waren vor dem Umbau noch reguläre Mietwohnungen. „Wir haben eine Bewohnerin, die sich sehr darüber gefreut hat, dass sie jetzt in ihrem alten Apartment wohnt“, so Korten. Überhaupt finden sich in der Einrichtung größtenteils Menschen, die ihr Leben in der direkten Umgebung verbracht haben.

Eine der größten Herausforderungen im laufenden Arbeitsalltag seien Bewohner:innen mit einer sogenannten Hinlauftendenz. An Demenz erkrankte Patient:innen neigen dazu, sich eigenständig auf den Weg zu einem – oftmals imaginären – Ziel zu machen. Was für den ungeübten Betrachter eher wie ein Weglaufen wirkt, ist in Wahrheit der Versuch, zu einem bestimmten Ort zu kommen. „Für uns ist das immer eine große Aufregung. Alle machen sich dann auf die Suche“, sagt Sabrina Korten. Eine Bewohnerin, die mittlerweile für ihre „Ausflüge“ bekannt ist, hatte es kürzlich zu Fuß bis nach Oberbarmen geschafft, bevor sie von der Polizei entdeckt und zurückgebracht wurde.

Die Demenzerkrankungen nehmen seit einigen Jahren tendenziell zu im Haus Vita. Das liege vor allem daran, dass die Menschen immer älter sind, wenn sie in die Einrichtung kommen. Die aktuell älteste Bewohnerin ist stolze 102 Jahre alt, der Rekord liegt bei 109 Jahren. Diesen Menschen

einen lebenswerten und weitgehend selbstbestimmten Alltag zu ermöglichen, ist Sabrina Korten wichtig: „Wir haben einen Bewohner, der mit seinen 100 Jahren noch jeden Morgen und jeden Mittag seine Runden durch unsere Gartenanlage geht.“ Der Haus-Vita-Park zählt zu den absoluten Highlights der Einrichtung. Gerade in den wärmeren Monaten wird das Gartenparadies gerne genutzt. Ein etwas abseits gelegenes Rondell zählt aufgrund seiner schattigen Lage zwischen den Bäumen zu den Lieblingsorten. Hier lässt es sich auch bei hohen Temperaturen gut aushalten.

Ein weiterer Meilenstein in der Geschichte ist der neue Name für das Haus in der Rudolfstraße. Bis 2021 war das Haus Vita nur als Altersheim der Schwesternschaft Wuppertal bekannt. Die Umbenennung wurde im Rahmen einer kompletten Neugestaltung aller Logos der Schwesternschaft durchgeführt. „Mittlerweile haben sich die Menschen an den neuen Namen gewöhnt. Am Anfang gab es da Irritationen, wenn jemand angerufen hat“, sagt Sabrina Korten.

Um als Pflegedienstleitung auf dem Laufenden zu bleiben, besucht Sabrina Korten zum Beispiel regelmäßig Pflegemessen. Insbesondere im Bereich der technischen Neuerungen tue sich aktuell viel. So ganz überzeugt ist sie von dem Trend hin zu mehr Technik jedoch nicht: „Ich finde es erschreckend, mir vorzustellen, dass ein Roboter irgendwann die pflegerische Arbeit übernehmen soll.“ Für hauswirtschaftliche Aufgaben wie Tablett abräumen oder putzen sieht sie aber durchaus sinnvolle Anwendungen im Pflegealltag. Der gesamte Bereich der menschlichen Zuwendung werde aber nie durch Technik ersetzbar sein. Erst recht nicht bei der Schwesternschaft, die sich schon allein durch den Rotkreuz-Grundsatz der Menschlichkeit diesbezüglich verpflichtet sieht.

Wir haben einen Bewohner, der mit seinen 100 Jahren noch jeden Morgen und jeden Mittag seine Runden durch unsere Gartenanlage geht.

SABRINA KORTEN

Angestellte der Versicherung

Lebensversicherung

ist bei dem Deutschen Reichsversicherungsamt
vermöglicherweise über die Lebensversicherung
des Antragstellers.

Die Lebensversicherung des Antragstellers
aus dem Reichsversicherungsamt vom 26.8.1915
R. V. L. T. 531

in der Person der Marie Nöfel

b. 10. Mai 1866 zu Grimbeckhausen ist
als deren Kriegslager im Dienste der
Kriegsmarine tätig gewesen.
in Grimbeckhausen vom 2/8.14 - 31/3.19

Überfeld, am 22.3.22

Der Kaiserliche Lagerwart in Grimbeckhausen:
Lt. v. d. M.



Meilensteine

1869 – Frauenverein

Luise von Baden gründet im Juni 1859 den Badischen Frauenverein. Das Ziel: Versorgung der Bevölkerung und der Soldaten in den Kriegen. Aus der Abteilung der Krankenpflege geht am 22. Juli 1869 die erste Schwesternschaft hervor, die der noch jungen Rotkreuz-Bewegung angeschlossen wurde.

1894 – Mitgliedschaft

1894 wird die Schwesternschaft Mitglied im Verband Deutscher Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz.

1911 – Eröffnung

Eröffnungsfeier der neu errichteten städtischen Krankenanstalten in der Heusnerstraße in Barmen.

1913 – Tracht

Einführung einer Diensttracht, die mit kleinen Veränderungen bis ins Jahr 1992 als einheitliche Arbeitskleidung gilt.

1937 – Auflösung

Das NS-System verabschiedet das Reichsgesetz über das Rote Kreuz und verfügt damit die „Gleichschaltung“. Alle selbstständigen Rotkreuzorganisationen werden aufgelöst. Die Schwesternschaft wird vom „Amt für Schwesternschaften im Präsidium des Roten Kreuzes in Berlin“ betreut.

1873 – Gründung

Bertha Aders, Tochter der Textildynastie Böddinghaus, gründet 1873 die DRK Schwesternschaft in Elberfeld, die u. a. in der Distelbeck ein Kinderhospital betreibt. Innerhalb der nächsten Jahre werden immer mehr Frauen über zwei Jahre in der Krankenpflege ausgebildet und legen am Ende ein Examen ab.

1895 – Brosche

Die Schwesternschaft führt ein eigenes Erkennungszeichen ein: die Brosche mit rotem Kreuz auf weißem Grund und schwarzer Umrandung. Wer sie unbefugt trägt oder das Zeichen nachahmt, muss mit empfindlichen Strafen rechnen.

1912 – Barmen

Die DRK Schwesternschaft Wuppertal-Barmen wird am 1. Juli 1912 gegründet und stellt für die neu errichteten städtischen Krankenanstalten in der Heusnerstraße ausgebildete Pflegekräfte. Am Gründungstag stehen 42 ausgebildete Schwestern und 30 Lernschwestern zur Verfügung.

1914 – 1. Weltkrieg

In den Jahren 1914 bis 1918 arbeiten 33 Wuppertaler Schwestern in der Kriegskrankenpflege.

1939 – 2. Weltkrieg

Insgesamt 88 Schwestern und 160 Hilfschwestern der Elberfelder Schwesternschaft leisten während des Zweiten Weltkriegs pflegerische Arbeit im Wehrmacht-Sanitätsdienst. Vier Schwestern verlieren ihr Leben. Auch die Schwesternschaft Barmen ist im Sanitätsdienst eingesetzt. Über die Hälfte der Mitglieder leistet Sanitätsdienst, 14 Schwestern kommen dabei um.

1945 – Wiederaufbau

Die Schwesternschaft hat ihr Altersheim und ihr Wohnheim verloren. Trotz dieser Verluste nimmt sie die Schwesternschaft Schwerin auf. Nach Kriegsende widmet sich die Schwesternschaft in erster Linie dem Bau neuer Einrichtungen und der Suche nach neuen Einsatzfeldern. Die Schwesternschaft Wuppertal-Barmen nimmt zahlreiche Flüchtlingsschwwestern aus den Ost-Mutterhäusern auf.

1966 – Leitung

Oberin Henni Thiessen übernimmt zusätzlich zur Schwesternschaft Wuppertal-Barmen e.V. die kommissarische Leitung der DRK-Schwwesternschaft Elberfeld. Sie leitet die schon länger geplante Zusammenführung der beiden Schwesternschaften ein.

1972 – Fusion

Die DRK Schwesternschaft Wuppertal-Barmen e. V. und die DRK-Schwwesternschaft Elberfeld von 1873 e. V. geben im Juni 1972 auf ihren Mitgliederversammlungen die Zustimmung zum Zusammenschluss. Die „neue“ Schwesternschaft erhält den Namen DRK Schwesternschaft Wuppertal e. V.

1974 – Weiterbildung

Ein zweijähriger Weiterbildungslehrgang in Anästhesie- und Intensivpflege wird eingeführt.

1983 – Wohnheim

Einzug in das neue gemeinsame Schwesternwohnheim in der Rudolfstraße. Der großzügig angelegte Neubau umfasste das Schwesternaltenheim, das Wohnheim und die Büroräume der Schwesternschaft.

1956 – Bau

Die Stadt Barmen baut eine neue Kinderklinik, ein neues Schwesternhaus und ein Schülerinnenheim. In den folgenden Jahren übernimmt die Barmer Schwesternschaft in immer mehr Gesundheitseinrichtungen die Pflege.

1967 – Auszeichnung

Henni Thiessen wird vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz in Genf mit der Florence-Nightingale-Medaille ausgezeichnet.

1973 – 100 Jahre

Die DRK Schwesternschaft Elberfeld von 1873 e. V. feiert im Mai 1973 ihr 100-jähriges Jubiläum.

1981 – Gastgeber

Im Mai 1981 ist die Schwesternschaft Wuppertal Gastgeberin des Bundeskongresses vom Verband der Schwesternschaften, an dem ca. 800 Rotkreuzschwwestern teilnehmen.

2003 – Helios

Neuverhandlung des Gestellungsvertrages mit dem Helios-Klinikum Wuppertal. Rund 40 Prozent des in der Klinik beschäftigten pflegerischen Personals sind Rotkreuzschwwestern.



DEUTSCHES ROTES KREUZ
Schwesternschaft e.V.

2005 – Haus Vivo

Das neue Atmungs-
zentrum Haus Vivo
wird eröffnet. Dort
verwirklicht die
Schwesternschaft ein
neuartiges Pflege-
wohnkonzept für
schwerstpflegebe-
dürftige Menschen
mit dem Schwerpunkt
Beatmung.

2009 – Sanierung

Kernsanierung des
Altenheims in der
Rudolfstraße. Die
Anzahl der Bewohn-
plätze wird von 46 auf
75 aufgestockt und
den neuen gesetzli-
chen Rahmenbedin-
gungen angepasst.

2011 – RKS Mobil

Der ambulante
Pflegedienst RKS
Mobil startet mit zwei
Fahrzeugen.

2022 – Erweiterung

Einweihung des
Erweiterungsbaus am
Haus Vivo. Mit dem
Anbau gibt es unter
anderem einen neuen
Therapieraum, einen
neuen Hof- und
Gartenbereich und
mehr Platz für
Bewohner:innen.
Mit der Erweiterung
stehen 12 neue Betten
auf über 2.500 Quad-
ratmetern zur Verfü-
gung.

2007 – Förderverein

Gründung des Vereins
der Förderer und
Freunde der DRK
Schwesternschaft
Wuppertal e. V., der
die Schwesternschaft
mit seinen Projekten
an unterschiedlichen
Stellen finanziell und
personell unterstützt.

2009 – Mobilität

Start des Pflegediens-
tes rotkreuzschwes-
tern mobil. Erster
Standort ist in der
Waisenstraße. Bis 2011
folgen weitere Stand-
orte am Domagkweg
und Am Röttgen in
Elberfeld, hier in
Kooperation mit der
GWG.

2021 – Identität

Ein neues Corporate
Design wird in Auf-
trag gegeben. Dazu
gehört auch die
Anpassung der Logos
der einzelnen Einrich-
tungen der Schwes-
ternschaft. Das
Altenheim an der
Rudolfstraße wird in
Haus Vita umbenannt.

2023 – 150 Jahre

Die Schwesternschaft
Wuppertal feiert
150-jähriges Beste-
hen.

Technische Reife

Die Zeiten von Hauben und Trachten sind vorbei. Die Ausbildung in der Schwesternschaft ist in den letzten Jahren immer professioneller und digitaler geworden. Und das ist gut so, findet Jutta Middeldorf.

Der alte Overheadprojektor in der Ecke hat ausgedient. Ein riesiges digitales Whiteboard hat dem antiquierten Gerät, das Generationen von Schüler:innen mal mehr, mal weniger sinnvoll begleitet hat, den Rang abgelaufen. Und dabei



um eine ganze Reihe von Funktionen ergänzt. Die digitale Tafel im Klassenraum ersetzt nicht nur den Beamer, sie glänzt auch mit Touch-Steuerung und gestochen scharfer Bildqualität. Insgesamt 15 dieser Hightech-Geräte hängen heute in den Klassenräumen des Helios Bildungszentrums. Die Digitalisierung ist aber nur ein Element der kontinuierlichen Weiterentwicklung des Berufsbildes. In erster Linie geht es um Professionalisierung und Spezialisierung.

Vieles habe sich verändert seit den Anfängen, sagt Jutta Middeldorf. Die 56-Jährige hat im September 2022 als erste Rotkreuzschwester die Leitung der Pflegeschule in Wuppertal-Barmen übernommen. Davor arbeitete sie als Stationsleitung in der Neurologie des Helios Klinikums. Die Entwicklung der Pflegeausbildung hat sie hautnah miterlebt. „Ich bin 1986 zur Schwesternschaft gekommen und habe meine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert. Das heutige Helios war damals noch ein städtisches Klinikum“, erinnert sich Middeldorf.

Ausgebildete pädagogischen Lehrkräfte gab es in der Anfangszeit der Rotkreuzschwestern nicht. Die Ausbildung war extrem fächerbetont, erinnert sich die Leiterin: „Es gab eine strikte Trennung, zum Beispiel in Ernährungslehre, Staatsbürger- und Geseteskunde, Physiologie, Anatomie.“ Alles vortragen von den strengen Unterrichtsschwestern. Die Fächer der Krankheitslehre wurden von Ärztinnen und Ärzten doziert. Vorherrschende Lernform: Frontalunterricht. Es ging darum, möglichst viele Krankheitsbilder zu kennen und die ärztliche Assistenz zu erlernen. Außerdem: Visitenbegleitung, Essen verteilen, Betten machen, Patienten mobilisieren. Eine Vorbereitung für die Arbeit auf der Station. Dementsprechend sah auch der

Jutta Middeldorf, Schulleitung der Pflegeschule im Helios Bildungszentrum

Unterricht aus. „Ich weiß noch, dass wir beispielsweise gelernt haben, wie man Sauerbraten kocht“, sagt Jutta Middeldorf.

Fester Bestandteil der Ausbildung war auch die Handhabung der typischen, mit viel Stärke in Form gebrachten Hauben, die jede Rotkreuzschwester zu tragen hatte. Mit dem abgeschlossenen Examen wurden diese mit einem roten Streifen veredelt. Auch die obligatorische Brosche durfte natürlich nie fehlen. Zunächst gab es eine kleine silberne, später eine etwas größere emaillierte und zum Abschluss eine ganz große. Die markante Schwesternschaft-Brosche, die heute üblicherweise nur noch als Ansteckpin getragen wird, wurde damals feierlich verliehen. „Wir waren damals sehr stolz auf diese Auszeichnung.“ Heute gebe es im Schulbetrieb keine visuellen Merkmale zur Unterscheidung zwischen Helios-Schüler:innen und solchen aus der Schwesternschaft mehr. Und das sei auch gut so, findet Jutta Middeldorf.

Von dem heutigen Stand der Profession war das alles sehr weit weg. „Seit ungefähr dreißig Jahren nimmt die Akademisierung immer mehr Fahrt auf.“ Einen großen Schritt in Richtung Professionalisierung gab es zuletzt im Januar 2020. Seit diesem Datum wurde die gesamte Ausbildung generalisiert. Anstatt der Einteilung in die verschiedenen Arbeitsbereiche wie Altenpflege, Kinderkrankenpflege und Akutpflege lernen nun alle Schüler:innen das gesamte Spektrum. Auch die Bezeichnung hat sich geändert. Heute schließen die Schülerinnen und Schüler mit der Berufsbezeichnung Pflegefachfrau beziehungsweise Pflegefachmann ab. Die Spezialisierung ergibt sich aus dem späteren Tätigkeitsfeld und kann anschließend vertieft werden. Die Auswahl nach dem generalistischen Examen ist vielfältig: stationäre Langzeitpflege, Akutpflege, ambulanter Pflegedienst oder Palliativversorgung. „Das entspricht dem System, was es in der ärztlichen

Ausbildung schon seit Jahrzenten gibt. Erst das generalistische Studium und anschließend die Facharztausbildung.“ Stichwort: lebenslanges Lernen.

Die Schüler lernen heute weit mehr als Regelwissen. Die Ausbildung ist auf Transferwissen ausgelegt. Wie und wo beschaffe ich Informationen? Wie wende ich exemplarisches Lernen an? Das Ziel ist die sogenannte Gestaltungskompetenz. Das bedeutet, selbst entscheiden und auch selbst verantworten. Auch hinsichtlich der begrenzten Ressourcen in der praktischen Arbeit. Jeder Mensch und jede Erkrankung ist anders. „Man muss immer einen Weg finden, den man aufgrund des erlernten Wissens mit gutem Gewissen vertreten kann.“ Gerade diese Praxisnähe der Ausbildung macht den Unterschied.

Aus technischer Sicht ist die Ausbildung im Bildungszentrum beispielhaft. „Bei uns erhalten alle Schüler:innen einen eigenen Laptop, der nach dem erfolgreichen Abschluss behalten werden kann“, sagt Jutta Middeldorf. Der gesamte Unterricht findet in Form von „Blended Learning“ statt, bei dem die Vorteile digitaler Lernplattformen mit denen des Präsenzunterrichtes kombiniert werden. Es gibt digitale Fachbibliotheken, thematische Lernvideos und eine hauseigene Lernplattform.

Im Keller des Bildungszentrums lagern derweil die alten Lehrmaterialien wie anatomische Modelle und ausrangierte Overheadprojektoren. Unwahrscheinlich, dass diese noch einmal für den Unterricht eingesetzt werden. „Diese Zeit ist einfach vorbei, das gehört vielleicht noch ins Pflegemuseum“, sagt Middeldorf und lacht. Auch die traditionellen Schwesternhauben und -kittel sind längst ein Fall für die Mottenkiste, Jutta Middeldorf jedenfalls war seinerzeit heilfroh, als es auch erlaubt war, Hosen zu tragen.

*Man muss immer einen
Weg finden, den man
aufgrund des erlernten
Wissens mit gutem
Gewissen vertreten kann.*

JUTTA MIDDELDORF

Hand in Hand

In der Schwesternschaft sind Menschen aus vielen Ländern der Welt vereint. Aisha Bella Diallo stammt aus Guinea und macht eine Ausbildung zur Pflegefachfrau. Sie ist gerne in der Pflege – nur langweilig darf es nicht werden.

Aisha Bella Diallo hat sich entschieden. Und sie ist zufrieden mit ihrer Entscheidung. Ausgerechnet während der Coronazeit ist die junge Frau aus Guinea als Auszubildende bei der Schwesternschaft gestartet. Ein Problem war das aus ihrer Sicht aber nicht: „Es hat alles super geklappt. Wir hatten eine Mischung aus Online- und Präsenzunterricht. Das hat die Pflegeschule gut organisiert“, so ihre Einschätzung.

Aisha Bella Diallo ist erst seit 2015 in Deutschland. Die Schwesternschaft ist ihr aber schon sehr viel früher aufgefallen – in ihrem Heimatland. Der gute Ruf der Rotkreuzschwestern sei dort allgemein bekannt. Aber warum ausgerechnet Wuppertal? Schuld daran war ein Bekannter, der ihr die Stadt in NRW ans Herz legte. „Ich konnte mich zwischen Frankreich und Deutschland entscheiden“, sagt Diallo mit leiser Stimme. Sie ist immer noch etwas

Ich fühle mich sicher in der Schwesternschaft. Es gibt sowohl berufliche als auch private Unterstützung.

AISHA BELLA DIALLO

unsicher bei der Wahl der richtigen Worte. Das Erlernen einer neuen Sprache hält sie aber nicht davon ab, die selbstgesteckten Ziele zu erreichen.

Seit der Ankunft in der neuen Heimat ist sie konsequent ihren Weg gegangen. 2019 machte sie das Abitur, direkt danach ein Freiwilliges Soziales Jahr bei der Schwesternschaft, zusammen mit rund zwanzig anderen FSJlern. Ihr Einsatzort war das Herzzentrum am Arrenberg, wo sie erste Erfahrungen sammeln konnte. Das habe ihr viel Spaß gemacht, sagt sie.

Inzwischen hat sie im Rahmen der Ausbildung zahlreiche Pflegebereiche durchlaufen – zum Beispiel in der Psychiatrie Tannenhof, im Altenheim Haus Vita, im Atmungszentrum Haus Vivo und der Gastroenterologie im Helios Klinikum, wo sie bis heute tätig ist. In der täglichen Arbeit gebe es aus ihrer Sicht keinerlei Unterschiede zwischen den Pflegekräften aus der Schwesternschaft und denen, die im Krankenhaus angestellt sind. Auch die Zusammenarbeit mit dem Ärzteteam sei angenehm: „Wir arbeiten alle auf Augenhöhe.“

Für die 24-Jährige ist es genau diese Abwechslung, die das Arbeiten in der Pflege so spannend macht. So wundert es auch nicht, dass sie sich auf der Intensivstation besonders wohl fühlt: „Ich finde das spannend. Ich brauche immer Action.“ Nur bei einer Sache hat Diallo bis heute Hemmungen: Erbrechen. „Zum Glück haben wir im Team immer die Möglichkeit, manche Aufgaben zu tauschen.“

Dass Langeweile überhaupt nicht ihr Ding ist, das hat sie bereits in der Vergangenheit unter Beweis gestellt. Bei der Flutkatastrophe im Ahrtal gehörte sie zu den Ersten, die mit angepackt haben – drei Tage vor der offiziellen Anfrage durch die Schwesternschaft. „Ich war schon vor Ort, als der Anruf kam“, erinnert sich Diallo.

Wenn es ans Lernen geht, dann darf es für die angehende Pflegefachfrau auch mal etwas ruhiger sein, deshalb geht Aisha Bella Diallo dafür gerne

in die Bibliothek der Bergischen Uni. Dort kann sie sich in Ruhe auf anstehende Prüfungen vorbereiten. Die passende Literatur wird den Azubis zusätzlich auf digitalen Wegen zur Verfügung gestellt: „Wir können viele Materialien über eine Online-Lernplattform abrufen“, so Diallo. Zurzeit ist sie im dritten Jahr der Ausbildung.

Abseits der Action im Arbeitsalltag schätzt die junge Frau vor allem das Gefühl der Geborgenheit in der Schwesternschaft. „Ich fühle mich einfach sicher und es gibt sowohl berufliche als auch private Unterstützung.“ Auch in Ausnahmesituationen werde stets versucht, eine passende Lösung zu finden. Ein gutes Beispiel dafür hat Diallo auch gleich parat. Eine Freundin von ihr, die ebenfalls bei der Schwesternschaft anfangen möchte, hat die mündliche Prüfung bei der Ausbildung zur Pflegefachfrau nicht bestanden. Die Schwesternschaft kümmere sich jetzt darum, dass der Abschluss trotzdem anerkannt wird, um eine Verkürzung der Ausbildungszeit zu ermöglichen.

Wie es für sie selbst nach der Ausbildung weitergeht, das weiß sie heute noch nicht. „Ich habe so viele Ideen im Kopf. Das muss ich erst mal sortieren.“ Vielleicht wird sie sich in Zukunft selbst an Auslandseinsätzen beteiligen, das wäre durchaus denkbar, so Diallo. „Ich könnte mir auch vorstellen, noch ein Studium anzuhängen.“

Aisha Bella Diallo,
Auszubildene Pflegefachfrau



DEUTSCHE SCHWESTERN BUMMELN DURCH SAIGON





MITEINANDER

Menschen helfen

Pflege ist kein Job wie jeder andere. Und die Schwesternschaft ist kein gewöhnlicher Arbeitgeber. Anke Mülfarth über unbürokratische Hilfe und Teamgeist.

Anke Mülfarth ist angetreten, das außerklinische Atmungszentrum Haus Vivo als neue Pflegedienstleitung weiter nach vorne zu bringen. Die 45-Jährige ist seit dem 1. Januar 2023 bei der Schwesternschaft. Vorher arbeitete sie bei zahlreichen Großunternehmen aus der Region. Während ihrer kurzen Zeit bei der Schwesternschaft konnte sie bereits einige Unterschiede ausmachen. Die meisten drehen sich um das Miteinander. „Die Schwesternschaft tickt völlig anders als andere Unternehmen“, sagt sie. Obwohl die Schwesternschaft mit zu den größten Arbeitgebern für den Pflegebereich in der Region zählt, gibt es einen großen Unterschied im Umgang mit den Mitarbeiter:innen. Das zeige sich insbesondere in Krisenzeiten. Dafür hat Anke Mülfarth zwei eindringliche Beispiele parat.

Altenpfleger Walter Suh Ngwa (46) wollte über die Weihnachtstage in seine alte Heimat Kamerun reisen. Es sollte ein erholsamer Urlaub mit dem eigenen Kind und im Kreise der Familie werden. Doch es kam anders. Nach zwei verbrachten Urlaubswochen ging es zum Flughafen, um die Rückreise anzutreten. Aber: Es gab keinen Flug nach Deutschland. Und auch nirgendwo anders hin. Wegen der Coronapandemie war der gesamte Flugverkehr eingestellt worden. Und das nicht nur für ein, zwei Tage, sondern auf nicht absehbare Zeit. Das Problem war in erster Linie ein finanzielles: Die Miete und andere laufenden Kosten wurden in dieser Zeit weiter vom Konto abgebucht. „Wir wussten zu dem Zeitpunkt überhaupt nicht, wie lange es dauert, bis Walter wieder hier ankommt“, so Anke Mülfarth. Am Ende zog sich der ungewollt verlängerte Aufenthalt in der zentralafrikanischen

Heimat über volle drei Monate hin. Drei Monate, in denen der Pfleger im Haus Vivo fehlte.

Trotzdem entschieden die Verantwortlichen bei der Schwesternschaft bereits zu Beginn, dass der Lohn des Pflegers weiterbezahlt wird. Ohne Bedingungen. Und das in einer Zeit, in der eigentlich jede helfende Hand zwingend benötigt wurde. Ganz sicher keine selbstverständliche Entscheidung. Aber eine klare Ansage in Sachen Zusammenhalt und Menschlichkeit. „Das war ein sehr mitfühlendes Signal von der Schwesternschaft, um der persönlichen Situation des Kollegen die Härte zu nehmen“, so Mülfarth. Und eine Entscheidung, die so wohl nicht in jedem Großunternehmen getroffen worden wäre, ergänzt sie. „Mitarbeiter im Team haben zusätzlich Geld gesammelt und per Western Union nach Kamerun geschickt. Insgesamt waren es über 300 Euro“, erinnert sich Anke Mülfarth. Der Betroffene selbst ist bis heute dankbar für die schnelle, unbürokratische Hilfe in einer plötzlichen Notsituation. Für den Abbau der angefallenen Minusstunden wurde ihm übrigens kein Zeitlimit gesetzt. „Wir haben ihm gesagt: Du kannst ganz entspannt bleiben, es passiert nichts, das ist nur eine Zahl, die da steht“, so die Pflegedienstleiterin.

Das zweite Beispiel spielt zur Adventszeit. Alle Kolleginnen und Kollegen sind auf der Weihnachtsfeier, als die Hiobsbotschaft eintrudelt. Die junge Pflegerin Adela Ajdinoska aus Mazedonien, die eigentlich längst vor Ort in Wuppertal sein sollte, sitzt in Abschiebehaft am Düsseldorfer Flughafen. Ein Schock. Die 25-Jährige hatte bürokratische Probleme mit ihrem Visum. Das eingetragene Datum stimmte nicht. Ihr Freund, Astrit Memishja, war bereits seit drei Monaten in Deutschland und hatte seinen neuen Job bei der Schwesternschaft bereits angetreten. „Adele durfte zwar aus Mazedonien ausreisen, aber sie wurde bei der Einreise in Deutschland festgenommen“, so Anke Mülfarth. „Meine Kollegin Christiane Giesler hat sich sofort den Autoschlüssel geschnappt und ist zum Flughafen gefahren, um sicherzustellen, dass es der zukünftigen Mitarbeiterin gut geht.“

Adela Ajdinaska saß da bereits in einer Zelle und sollte abgeschoben werden. Für das benötigte Rückflugticket, um das Visum erneut beantragen zu können, fehlte ihr schlicht das Geld. Allein das Auftreten der Schwesternschaft als Arbeitgeber habe die Situation am Flughafen schon etwas entschärft, berichtet Adela später. „In solchen Situationen ist es auch einfach wichtig, mal ein freundliches Gesicht zu sehen und Zuspruch zu erhalten, dass schon alles wieder gut wird“, so Mülfarth. Am Ende hat die Schwesternschaft den Flug zurück nach Mazedonien bezahlt, Adela konnte ihr Visum neu beantragen und ist nun seit Februar in Deutschland. Aber die inzwischen gut integrierte Fachpflegekraft ist bis heute nachhaltig traumatisiert von den Ereignissen. „Ich habe den beiden zuletzt noch bei der Einrichtung der gemeinsamen Wohnung unter die Arme gegriffen. Einen Kühlschrank ohne Auto transportieren ist dann doch nicht so einfach“, sagt Anke Mülfarth.

Diese Beispiele zeigen: In Notsituationen sind die kurzen Wege in der Schwesternschaft ein Segen. Wenn schnelles Handeln erforderlich ist, werden die Verantwortlichen ohne Umwege erreicht und eine Entscheidung kann getroffen werden. „Wer unverschuldet in eine Misere gerät, der kann sich darauf verlassen, dass zügig geholfen wird“, ist sich Anke Mülfarth sicher.

Ein solches Engagement für den Menschen sei bei der Schwesternschaft durchaus üblich und auch gewollt. „Wir arbeiten wirklich hart, aber wenn es mal Probleme gibt, fällt man butterweich.“

*Wer unverschuldet
in eine Misere gerät,
der kann sich darauf
verlassen, dass die
Schwesternschaft
zügig hilft.*

ANKE MÜHLFARTH



Zusammenlegung der
Schwesternschaften
Barmen und Elberfeld

4

5

Gemeinsam stark

Die Schwesternschaften sind eng verbunden mit dem Deutschen Roten Kreuz. Eine Verbindung, die DRK-Vizepräsident Volkmär Schön schon seit seinen Anfangstagen zu schätzen weiß.

Wie haben Sie die Schwesternschaften kennengelernt? Ich hatte schon früh Kontakt zur Hamburger Schwesternschaft. Das Schwesternschafts-Krankenhaus war direkt gegenüber vom Jugendrotkreuz. Am Wochenende haben wir dort Krankenhaushilfsdienst gemacht. Das war vor über fünfzig Jahren. Zwei von uns waren dann jeweils Sonnabend und Sonntag von sieben bis fünfzehn Uhr auf den Stationen im Einsatz. Zu der ehemaligen Oberschwester, die inzwischen über 90 ist, habe ich bis heute Kontakt. Und während meiner Zeit in der Flüchtlingshilfe für Kurden habe ich eng mit Gabriele Müller-Stutzer zusammengearbeitet – die heutige Präsidentin des Verbands der Schwesternschaften vom Roten Kreuz.

Wo gab es noch Überschneidungen? Ich interessiere mich sehr für die Historie des Roten Kreuzes und da tauchen die Schwesternschaften immer wieder auf. Für mein Buch, das Ende des Jahres veröffentlicht wird, habe ich die Archive durchsucht und zahlreiche Belege für die enge Zusammenarbeit mit anderen Rotkreuzbereichen gefunden. Zum Beispiel nach dem Erdbeben 1908 in Messina, Süditalien. Auch aus 1904 habe ich viele handgeschriebene Berichte gefunden. Da waren Rotkreuzschwestern bei einer Brandkatastrophe in Norwegen im Einsatz. Das waren die beiden ersten Friedenseinsätze des Roten Kreuzes.

Wie hat sich die Arbeit der Rotkreuzschwestern verändert? Die älteste Gründung des Roten Kreuzes war 1863, nur drei Jahre später wurden die ersten Schwesternschaften gegründet. Die Vaterländischen Frauenvereine wollten nicht nur im Krieg, sondern

auch in Friedenszeiten helfen. Es wäre ja eine Verschwendung gewesen, die Qualifikation nur auf dem Schlachtfeld einzusetzen. Die Arbeit in den Frauenvereinen war damals der Beginn der weiblichen Berufstätigkeit und der pflegerischen Qualifikation. Das war auch mit einem hohen Ansehen verbunden.

Ich behaupte mal, dass es das Rote Kreuz heute nur gibt, weil es damals den Impuls gab, auch in Friedenszeiten aktiv zu werden. Man kann sich ja vorstellen, was sonst zwischen 1871 und 1914 passiert wäre – es würde uns heute nicht geben. Durch die von den Frauen angestoßene Friedensarbeit gab es eine Kontinuität, die es braucht, um im Notfall handlungsfähig zu sein.

Ich habe immer wieder festgestellt, dass es in der Schwesternschaft eine hohe Identifikation mit den Grundsätzen des Roten Kreuzes gibt.

VOLKMAR SCHÖN

Während der NS-Zeit wurden alle Vereinsstrukturen – auch die Frauenvereine – zerschlagen, und die Arbeit des DRK sollte wieder auf den Einsatz im Rahmen von bewaffneten Konflikten begrenzt werden. Die gesamte Wohlfahrtsarbeit sollte neu organisiert werden. Die regionalen Schwesternschaften wurden direkt dem DRK-Präsidium in Berlin unterstellt.

Wo sehen Sie heute die Stärken der Schwesternschaften? Die Mitgliedschaft in einer Schwesternschaft sorgt für ein Gemeinschaftsgefühl und wirkt identitätsstiftend. Das ist aus meiner Sicht ein echter Mehrwert und eine Stärke. Auch wenn es darum geht, gemeinsame Interessen durchzusetzen. Gerade in der heutigen Arbeitswelt ist das ein Pluspunkt. Und das Rote Kreuz profitiert von der hohen Professionalisierung der Rotkreuzschwestern und deren festen Struktur. Durch die enge Verbindung sind auch außerplanmäßige Einsätze, zum Beispiel im Ausland, kein Problem. Das ist für beide Seiten gut. Die einzelne Person kann sich ohne Risiko in vielen verschiedenen Bereichen ausprobieren.

Ich habe immer wieder festgestellt, dass es eine hohe Identifikation mit den Grundsätzen des Roten Kreuzes gibt. Das Bewusstsein darüber, für wen man eigentlich arbeitet, ist bei den Schwesternschaften sehr ausgeprägt und ganz selbstverständlich verankert.

Welche Herausforderungen sehen Sie für die Zukunft? Ich denke, es ist wichtig, die Gestaltung der eigenen Arbeit nicht abzugeben. Das gelingt nur durch den Aufbau eigener Einrichtungen wie Krankenhäuser, Altenheime oder Fortbildungseinrichtungen. Ansonsten läuft man Gefahr, von Dritten abhängig zu sein. Das ist ein Risiko, das es zu vermeiden gilt. Natürlich immer in Abstimmung mit den anderen Rotkreuzverbänden, damit es dort nicht zu Konflikten kommt. Das ist auch eine Herausforderung für den gesamten Verband.

Im Bereich der Pflege ist es natürlich eine Herausforderung, Fachkräfte zu halten und weiterzuentwickeln. Hier fehlt die Wertschätzung. In anderen Ländern ist man diesbezüglich weiter. In Schweden oder der Schweiz ist die Pflege längst akademisch aufgestellt. Wir sind da auf einem guten Weg, aber es ist ein zäher Weg, das müsste wesentlich schneller gehen. Die Qualifikationen sind in den letzten Jahren ja immer höher geworden, das muss sich auch bei der Verantwortung

zeigen, sonst schaffen wir uns selbst Engpässe. Gerade junge Leute, die sich nicht örtlich verbunden fühlen, sind ansonsten gerne bereit, in ein anderes Land zu wechseln, wenn dort die eigene Qualifikation mehr anerkannt wird.

Ihr Schlusswort zum Jubiläum? Ich bin richtig stolz darauf, dass wir so etwas wie die Schwesternschaften im Roten Kreuz haben. Sowohl, was die fachlichen Dinge betrifft, aber auch aufgrund meiner Erfahrungen in der Jugendzeit. Man wurde wirklich ernstgenommen und konnte sich einbringen. Und das alles in einer sehr familiären Umgebung. Das hat mich schon geprägt.

Herr Doktor Schön, vielen Dank für das Gespräch.



Dr. Volkmär Schön, Vizepräsident des Deutschen Roten Kreuzes

*In Schweden oder der Schweiz
ist die Pflege längst akademisch
aufgestellt. Wir sind da auf
einem guten Weg, aber es ist
ein zäher Weg.*

VOLKMAR SCHÖN



Prof. Dr. Tanja Segmüller, Professur
Alterswissenschaften an der
Hochschule für Gesundheit Bochum
und Mitglied des Vorstandes der
Schwesternschaft

ENTWICKLUNG

Hand, Herz und Kopf

Die Entwicklung der Pflege von der altruistischen Tätigkeit hin zur Profession war lang. Und sie ist längst nicht abgeschlossen. Tanja Segmüller, Professorin und Mitglied des Vorstandes, über Wissen und Widerstände.

Tanja Segmüller ist Professorin für Alterswissenschaften an der Hochschule für Gesundheit in Bochum – und sie ist Rotkreuzschwester mit Leib und Seele. Seit 2020 ist sie im Vorstand der Schwesternschaft Wuppertal. Die 40-jährige ist von Beruf Pflegewissenschaftlerin und Krankenschwester. Nach der Ausbildung ging es für sie direkt an die Uni Witten-Herdecke. „Ich hatte das große Glück, bei den Ikonen der Pflege studieren zu können. Dazu zählen für mich zum Beispiel Christel Bienstein, Wilfried Schnepf, Sabine Bartholomeyczik oder Angelika Zegelin.“ Tanja Segmüller sieht sich in erster Linie als Praxiswissenschaftlerin und betreibt partizipative Gesundheitsforschung. Ein Bereich, der im wissenschaftlichen Umfeld gerne mal belächelt wird. Unterkriegen lässt sie sich davon nicht.

Während die akademisierte Pflege in vielen Ländern der Welt schon lange zum guten Ton gehört, ist man in Deutschland noch weit davon entfernt. Hierzulande ist die dreijährige Ausbildung – heute in generalistischer Form als Pflegefachmann oder Pflegefachfrau – Standard. Für Tanja Segmüller wäre ein Anteil von rund 20 Prozent an akademisch ausgebildeten Pflegekräften angemessen. „Aktuell sind wir nicht einmal bei einem Prozent“, so die Professorin. Der akademische Background dient in erster Linie dazu, die Pflege fachlich auf eine Ebene mit der ärztlichen Versorgung zu heben. Lange Zeit spielten pflegerische Tätigkeiten nur eine untergeordnete Rolle. Das führt bis heute zu Problemen in der Aufgabenverteilung und der Verantwortung. Insbesondere in der Zusammenarbeit mit Ärzten und Ärztinnen, die

Pflege nur als Hilfstätigkeiten ansehen. Dieses Image scheint sich langsam zu wandeln.

„Ich glaube, dass die Menschen inzwischen verstanden haben, wie wichtig Pflege ist. Zuletzt durch die Herausforderungen in der Pandemie und die damit verbundene Berichterstattung“, sagt Tanja Segmüller. Das ändere natürlich nichts an dem aktuellen Mangel an Pflegekräften, der sich durch die schwierigen Arbeitsbedingungen noch verschärft. „Ich denke, dass die Schwesternschaft einer der wenigen Arbeitgeber ist, die wirklich auf den Menschen eingehen.“ Das zeige sich nicht zuletzt an der Unternehmensform als Verein. Wer bei der Schwesternschaft in der Pflege arbeitet, ist zuallererst Mitglied und nicht Arbeitnehmer.

Die pflegerische Arbeit ist nach wie vor eng verknüpft mit dem Willen zu helfen, mit einer großen Portion Einfühlungsvermögen und Mitgefühl. „Man braucht Menschen mit Herz, Hand und Kopf“, so Segmüller. In der Realität ist das manchmal schwierig in Einklang zu bringen. Pflegenden sind selbst auch nur Menschen. Und je stressiger der Arbeitsalltag ist, desto schwieriger wird es, das Herz einzubringen. Ein wichtiges Argument für gute Rahmenbedingungen im Job. Diese haben sich in den vergangenen zwanzig Jahren allerdings eher verschlechtert. „Im Schnitt bleiben Pflegekräfte heute sieben Jahre im praktischen Dienst. Die Ausbildungszeit ist da schon inbegriffen.“ Immer mehr Patienten, immer mehr Verantwortung und immer weniger Zeit für die Dinge, die zu tun sind. „Kurz gesagt, passt der Anspruch, Menschen optimal versorgen zu wollen, nicht mehr mit den Rahmenbedingungen zusammen“, sagt Tanja Segmüller. Ein Teufelskreis.

Eine Möglichkeit, dem gestiegenen Arbeitsaufkommen zu begegnen, sieht die Professorin im Digitalen. „Ich glaube schon, dass die Digitalisierung auch Chancen für die Pflege bietet. Aber nur, wenn sie tatsächlich entlastet und auch von den pflegebedürftigen Menschen gut angenommen wird.“ Pflegeroboter, wie sie im heute bereits stark

überalterten Japan teilweise eingesetzt werden, sind in Europa kaum denkbar. Eines ist sicher, gerade im Hinblick auf den steigenden Pflegebedarf einer alternden Gesellschaft bei gleichzeitigem Mangel an Fachpflegekräften braucht es neue Möglichkeiten zur Entlastung des Pflegepersonals. „Pflegerinnen müssen eine ganze Reihe von Aufgabenbereichen abdecken. Dazu gehören auch simple Haushaltstätigkeiten, die vielleicht automatisiert werden können.“ Dadurch könnte die wohl wichtigste Ressource im Pflegealltag – die Zeit für die Versorgung des Menschen – sinnvoller genutzt werden.

Auch für die Patientinnen und Patienten könnten sich hier spannende Anwendungsfälle ergeben. Stichwort: Virtual Reality. „Wenn man Patienten per VR-Brille im Cabrio durch eine Stadt aus vergangenen Zeiten fahren lässt, ist das eine gute Sache“, findet die Professorin. Die praktische Anwendung von Virtual Reality wird aktuell von Gesundheitstechnologen erforscht. An der Hochschule in Bochum gibt es sogar einen entsprechenden Studiengang zu dem Thema Gesundheit und Digitalisierung. Ein vielversprechender Bereich, aber es gibt klare Grenzen. „Menschliche Zuwendung – gerade auch in Form von körperlicher Berührung – ist nicht ersetzbar. Diese Kontakte sind einfach so wichtig für die Patienten“, so Segmüller.

Was die Zukunft der Pflege und Versorgung angeht, blickt sie vor allem in Richtung Schweden, Finnland und Norwegen. In diesen Ländern gibt man rund viermal mehr Geld für den Pflegebereich aus als in Deutschland. Die Pflege gehört außerdem zu den staatlichen Aufgaben. Das Ziel: die Menschen sollen möglichst bis zum Schluss zu Hause bleiben können und dort gepflegt werden. „Rehabilitation ist bei uns gesellschaftlich nicht verankert. Viele meinen, wenn gepflegt wird, ist es eigentlich schon zu spät.“ Dabei kann professionelle Pflege Menschen durchaus wieder fit machen und ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen. Das diskriminierende Wort „Pflegefall“ drücke dieses fehlgeleitete Verständnis gut aus.

„Man kann vieles erreichen, aber das muss natürlich von Politik und Gesellschaft gewollt sein.“

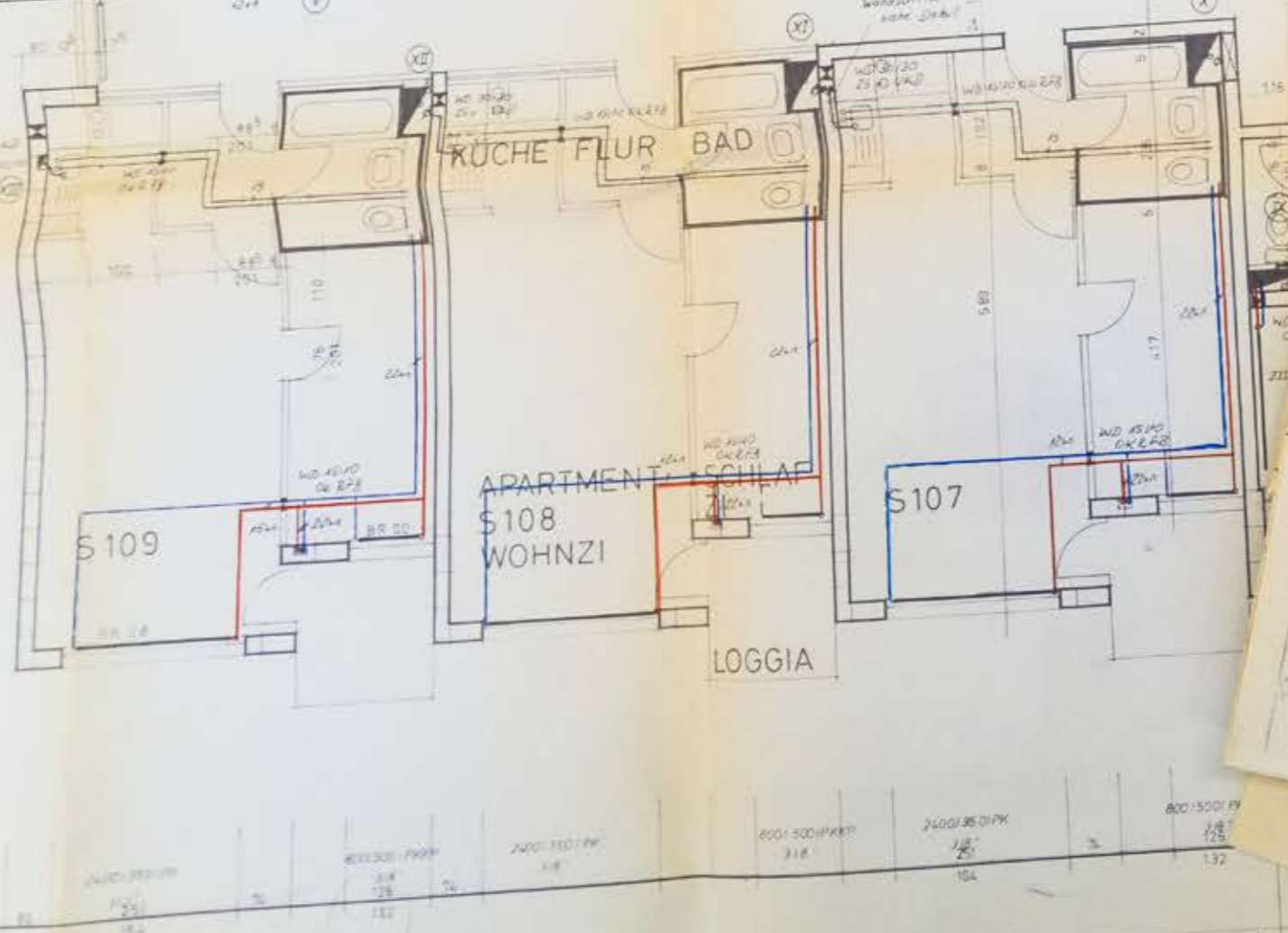
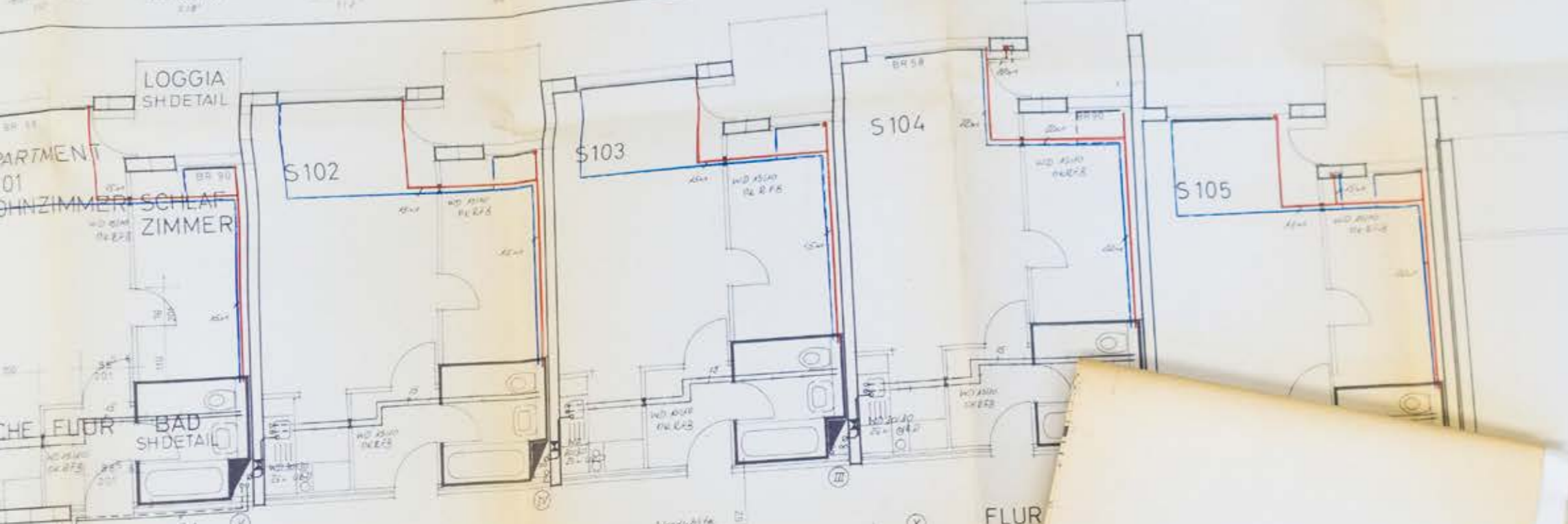
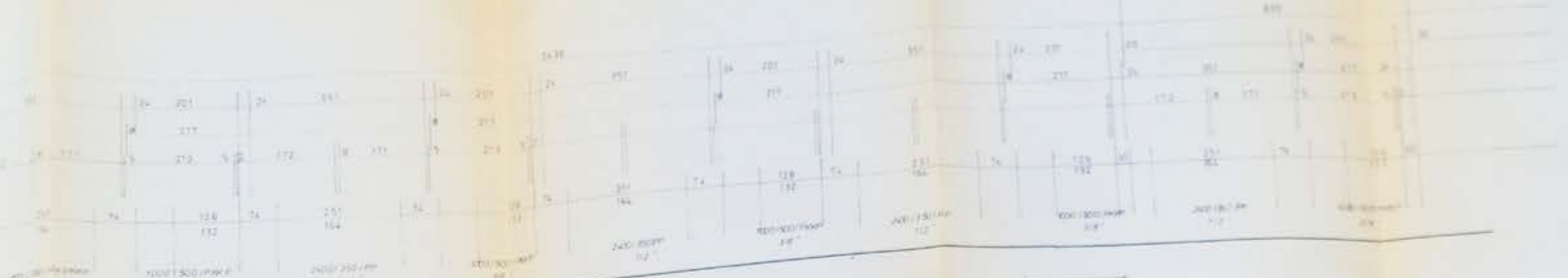
Eines der Probleme: Nur sechs Prozent der Wohnungen in Deutschland sind heute barrierearm. Das führt dazu, dass alten Menschen oft keine Wahl bleibt und sie ihre gewohnte Umgebung verlassen müssen, obwohl der Gesundheitszustand die Pflege in den eigenen vier Wänden erlauben würde. Der Umzug ins Seniorenheim ist dann unumgänglich. „Ich empfehle jedem, sich spätestens mit fünfzig Jahren Gedanken zum senioren-gerechten Wohnen zu machen. Viele verdrängen das, obwohl es für die meisten sehr wahrscheinlich ist, dass man betroffen ist.“ Dazu zähle nicht nur die Wohnung selbst, sondern auch die baulichen Strukturen, die Einbindung in die Nachbarschaft, die Erreichbarkeit von Geschäften und anderen wichtigen Orten sowie weitere Umstände.

Die Schwesternschaft arbeitet nicht, um möglichst große Erlöse zu generieren, sondern verfolgt das Ziel, pflegebedürftigen Menschen professionell zu helfen. Ganz im Gegensatz zu einigen privaten Anbietern, die vor allem die Rendite im Blick haben. Pflege ist in Deutschland leider auch ein Business, mit dem sich sehr gut Geld verdienen lässt. Segmüller: „Für die Patienten oder die Angehörigen ist es von außen oft nur schwer zu erkennen, ob ein Anbieter in erster Linie auf das Wohl der Pflegebedürftigen ausgerichtet ist, oder nur eine Minimalversorgung mit maximalem Gewinn verfolgt.“ Daher sei es wichtig, sich frühzeitig von neutraler Stelle beraten zu lassen. Diesen Service bietet auch die Schwesternschaft.

Letztlich, so Segmüller, liege es auch den Menschen, die in der Pflege arbeiten, wie sich die Versorgung gestaltet. Bei den Rotkreuzschwestern hält man sich bis heute an die berufsethischen Grundsätze, zu denen Menschlichkeit, Freiwilligkeit, Unabhängigkeit und Unparteilichkeit gehören. Hinzu kommt die Eingebundenheit in ein bundesweites Netzwerk. Und das seit den Anfängen im Jahr 1873.

Im Schnitt bleiben Pflegekräfte heute sieben Jahre im praktischen Dienst. Die Ausbildungs- zeit ist da schon inbegriffen.

TANJA SEGMÜLLER



ANSCHLUSS PLAN NR 105
ALTENWOHNHEIM

BESTANDSZEICHNUNG
FRIES & HÜTTERMANN
 HEIZUNG · KLIMA · SANITÄR
 5600 WUPPERTAL 1

BIPL.-ING. HEINZ KISLER - ARCHITEKT BDA
 GELPERTAL 1, 5600 WUPPERTAL 1 - TEL. 40517

70/123

20 G

S

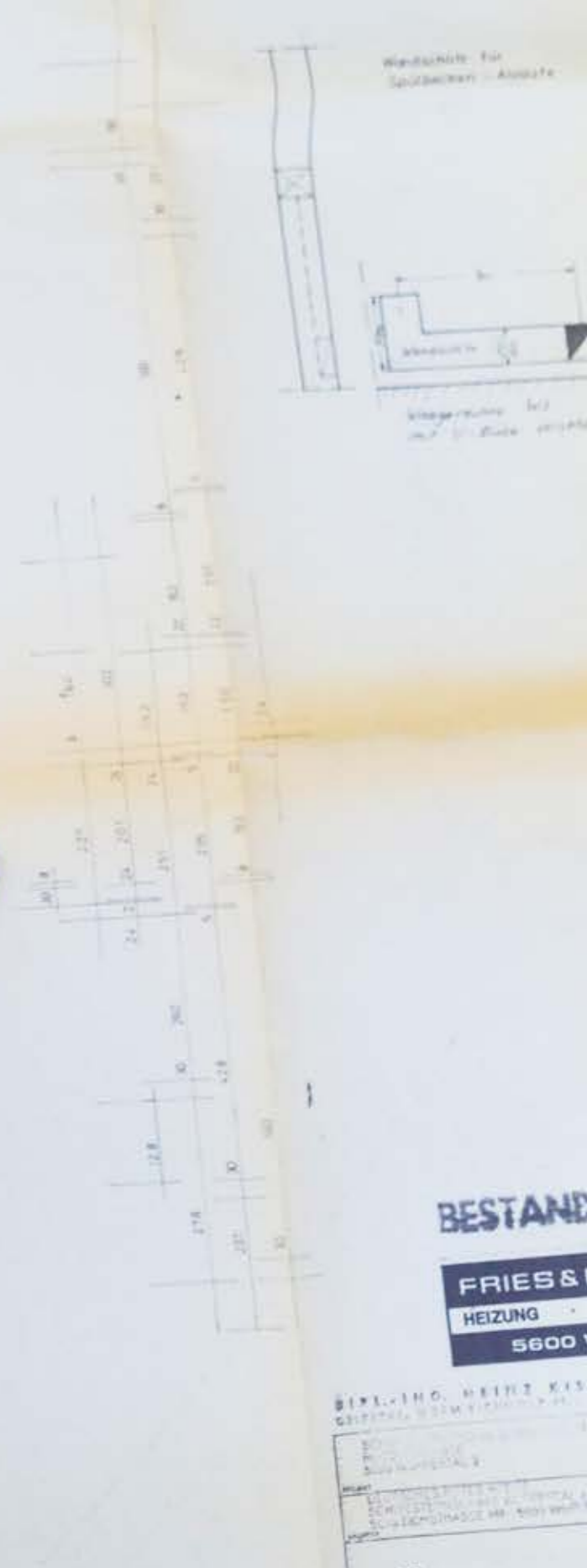
1.50
 10.07.01
 kb

ANN
 SANITÄR
 1

KT BDA
 TEL. 40517
 /123

S

1.50
 10.07.01
 kb



BESTAND
FRIES & HÜTTERMANN
 HEIZUNG · KLIMA · SANITÄR
 5600 WUPPERTAL 1

BIPL.-ING. HEINZ KISLER - ARCHITEKT BDA
 GELPERTAL 1, 5600 WUPPERTAL 1 - TEL. 40517



Gabriele Müller-Stutzer, Generaloberin und Präsidentin des Verbandes der Schwesternschaften vom DRK e. V.

VERBAND DER SCHWESTERNSCHAFTEN

Blick nach vorne

Gabriele Müller-Stutzer ist Generaloberin und Präsidentin des Verbandes der Schwesternschaften vom DRK e. V. Ein Gespräch über Werte und Wandel.

Was sind Ihre Aufgaben als Generaloberin?

Gabriele Müller-Stutzer: In meinem Amt repräsentiere ich den Dachverband der 31 DRK- und BRK-Schwesterenschaften mit ca. 20.000 Mitgliedern. Meine Aufgaben regelt zum einen die Satzung unseres Verbandes und zum anderen das „richtige Leben“. Da ist einerseits der Vorsitz oder die Mitwirkung in den Gremien des Verbandes und des DRK-Bundesverbandes, in denen ich die Interessen der Schwesternschaften vertrete. Grundsätzlich vertrete ich die berufspolitischen Positionen und Ansprüche unserer Mitglieder, basierend auf den berufsethischen Grundsätzen der Schwesternschaften. Jede politische Entscheidung, jede Gesetzesänderung im Gesundheitsbereich wirkt sich auf die Arbeit der Schwesternschaften und damit unsere Mitglieder aus. Man kann sich vorstellen, dass das gerade in politisch bewegten Zeiten einen enormen Kommunikationsbedarf in viele verschiedene Richtungen bedeutet. Hinzu kommen individuelle Anliegen aus den einzelnen Schwesternschaften, die es angemessen zu bearbeiten gilt.

Welchen Stellenwert haben die Schwesternschaften im DRK? Die Schwesternschaften haben einen weiten Weg zurückgelegt. Die ältesten Schwesternschaften wurden gegründet, bevor es das Deutsche Rote Kreuz gab. Man kann durchaus sagen, wir sind auch Mütter des DRK in seiner heutigen Form. Die Vaterländischen Frauenvereine wurden damals gegründet mit dem Ziel, Frauen in Pflegeberufen zu qualifizieren und auch um diese in Friedenszeiten auf den Einsatz im Kontext bewaffneter Auseinandersetzungen auf den Lazarettendienst vorzubereiten. Nach wie vor ist der Verband mit den Schwesternschaften ein wichtiger Protagonist in der Wahrnehmung der umfassenden Aufgaben des Deutschen Roten Kreuzes.

Was hat sich geändert? Was ist geblieben? Geblieben ist der Auftrag: Hilfeleistung für Menschen in Not. Geblieben ist die Haltung, mit der wir unseren Beruf als Rotkreuzschwester auf der Basis der Rotkreuz-Grundsätze ausüben. Eine gute Idee verliert schließlich nicht ihre Relevanz, nur weil sie schon alt ist. Die Pflege selbst hat sich fachlich und im Selbstverständnis der Pflegefachkräfte in dieser Zeit erheblich gewandelt. Allein schon durch die Veränderungen im Gesundheitssystem und der Gesellschaft. Die kontinuierliche Weiterentwicklung des Pflegeberufs wird in den Schwesternschaften durch Ausbildung, Fort- und Weiterbildung sowie das neue Pflegestudium vorangetrieben. Schwesternschaftsmitglieder engagieren sich in Pflegekammern oder Berufsverbänden.

Was ist der Unterschied zu anderen Pflegeanbietern?

Für die Schwesternschaften ist die Patienten- und Bewohnerpflege immer eng verbunden mit den Pflegefachkräften, unseren Mitgliedern. Es geht darum, jedes einzelne Mitglied zu befähigen, seine professionelle Tätigkeit zum Wohle der uns anvertrauten Menschen bestmöglich auszuüben. Wir verstehen uns als Werte- und Interessengemeinschaft. Und wir setzen uns mit gemeinsamer

Je breiter eine Schwesternschaft aufgestellt ist, desto besser sind die Chancen, die Herausforderungen der Zukunft zu bewältigen. Die Wuppertaler Schwesternschaft ist dafür ein schönes Beispiel.

GABRIELE MÜLLER-STUTZER

berufspolitischer Arbeit kontinuierlich für verbesserte Rahmenbedingungen in den Tätigkeitsbereichen der Schwesternschaften und die Anerkennung pflegefachlicher Expertise im politischen Prozess ein.

Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz? Die Rotkreuzschwestern haben in zwei Weltkriegen unschätzbar wertvolle Arbeit geleistet. Das ist bis heute immer noch im Bewusstsein, gerade bei der älteren Generation. Auch in der jüngeren Geschichte gibt es zahlreiche Beispiele für die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen Schwesternschaften und weiteren Rotkreuz-Gliederungen. Das gilt auch auf internationaler Ebene. Ich selbst war in diversen Einsätzen in Kriegs- und Krisengebieten. Ich kann sagen, dass jeder dieser Einsätze mir vor Augen geführt hat, wie wertvoll diese Organisation in ihrem weltweiten Handeln, wie groß das Renommee und damit die Verantwortung ist. Das Rote Kreuz ist für die Menschen immer auch ein Zeichen der Hoffnung auf schnelle, qualifizierte und menschlich zugewandte Hilfe – sei es in Zentralasien, Afrika oder Wuppertal.

Was sind die Aufgaben der Zukunft? Wir haben dasselbe Problem, das alle Einrichtungen im Gesundheits- und Sozialwesen haben: Der Personalbedarf ist deutlich höher als unsere Möglichkeiten, neue Fachkräfte auszubilden oder zu rekrutieren. Dieser Mangel ist ein Stück weit dem demografischen Wandel geschuldet, aber auch der allgemeinen Entwicklung im Berufswesen und der Gesellschaft. Unser Gesundheitswesen steht aktuell vor deutlichen Umbrüchen – man denke an die Krankenhausreform und diverse Finanzierungsprobleme – auch das wird sich auf die Arbeit der Schwesternschaften auswirken. Wir kleben kontinuierlich „politische Pflaster“ auf Problemstellen, anstatt diese ernsthaft anzugehen. Aus meiner Sicht brauchen wir einen Reset des gesamten Gesundheits- und Sozialwesens, weil wir heute mit ganz neuen Fragestellungen in einer sich schnell verändernden Welt konfrontiert sind. Dafür

benötigen wir einen gesamtgesellschaftlichen Diskurs, den wir zurzeit noch nicht ausreichend führen. Auf politischer Seite fehlt es meiner Einschätzung nach sowohl an Mut als auch an tragfähigen Zukunftsvisionen.

Sind die Schwesternschaften auf diese Umbrüche vorbereitet? Jede Schwesternschaft bemüht sich um eine bestmögliche Vorbereitung. Es gibt unterschiedliche Tätigkeitsfelder und zahlreiche Kooperationspartner, die mit spezifischen Herausforderungen zu kämpfen haben. Grundsätzlich gilt, je breiter eine Schwesternschaft aufgestellt ist, desto besser sind die Chancen, die Herausforderungen der Zukunft zu bewältigen. Die Wuppertaler Schwesternschaft ist dafür ein schönes Beispiel. Hier wird sehr proaktiv und zukunftsgerichtet geplant.

Es ist keine leichte Aufgabe, seinen Platz im Gesundheitswesen zu behaupten und dabei den eigenen Ansprüchen gerecht zu bleiben. Belastbare Prognosen werden schwierig, längerfristige Planungssicherheit gibt es nicht. Auch Schwesternschaften müssen hochflexibel, aufmerksam, politisch gut vernetzt und einfach am Puls der Zeit sein, um auf die Herausforderungen vorbereitet zu sein. Der Blick auf die 150-jährige Geschichte zeigt: Wir können das!

Frau Müller-Stutzer, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Pflege als Teamsport

Norbert Palm war viele Jahre Pflegedirektor im Helios Klinikum und hat im Rahmen der Gestellung eng mit der Schwesternschaft zusammengearbeitet. Seit 2020 genießt er seinen Ruhestand – am liebsten unter Wasser.

Norbert Palm wirkt ausgeglichen. Er spricht mit leiser Stimme und seine Worte sind wohlüberlegt. Er lässt sich nicht aus der Ruhe bringen, auch wenn es dafür aus seiner Perspektive als Ex-Pflegedirektor genügend Gründe gibt. Seinen wohlverdienten Ruhestand kostet der 67-Jährige in vollen Zügen aus. Am liebsten tut er das in seinem Tauchladen, den er seit 1997 betreibt. „Andere haben sich einen Schrebergarten geholt und für mich war Tauchen immer mein Hobby“, so Norbert Palm, der in seinem Leben schon viele Spots auf der Welt erkundet hat. Zum Beispiel auf den Malediven, den Philippinen, in der Wuppertalsperre oder in diversen Bergseen in Österreich. Den Großteil seiner Zeit verbringt er aber in der kleinen Werkstatt seines Tauchladens am Neuen-Teich in Elberfeld. Wir treffen uns im Hinterhof. Entlang der Streben, die das schattenspendende Dach halten, wachsen Rankpflanzen. Im Eingangsbereich zum Laden stehen einige Sauerstoffflaschen. Eine maritime Atmosphäre. Eine große stählerne Tür ist mit der sogenannten Taucherflagge bemalt, eine weiße, schräg nach unten verlaufende Linie auf rotem Grund. Diese wird oft verwendet, um herannahenden Booten auf der Oberfläche zu signalisieren: Achtung, hier wird getaucht.

Norbert Palm war von 1973 bis 2020 im Helios Universitätsklinikum tätig, ab 1995 ist er in die Pflegedienstleitung gewechselt, die letzten Jahre hat er als Pflegedirektor gearbeitet. Durch diverse Ausfälle sei er für längere Zeit „Einzelkämpfer gewesen“, so Palm. Über die Jahre hat er mit drei

verschiedenen Oberinnen der Schwesternschaft zusammengearbeitet: „Das war am Anfang Frau Oberin Avital, dann war Frau Kegler über viele Jahre meine Ansprechpartnerin und schließlich Oberin Bettina Schmidt.“

Auch der Gestellungsvertrag, der die Rahmenbedingungen zwischen der Klinik und den Rotkreuzschwestern festlegt, hat eine lange Geschichte. Sie reicht zurück bis in die Anfangstage der Schwesternschaft. Bis heute besetzen die Rotkreuzschwestern wichtige Positionen auf den Stationen des Klinikums. Immer als gleichberechtigter Teil des Teams. „Ich habe nie unterschieden zwischen Klinikangestellten und Rotkreuzschwestern. Das waren alles Menschen, für die ich die Verantwortung trage“, sagt Palm rückblickend. Gerade bei der Besetzung von leitenden Stellen sei das intern aber auch ein schon mal ein Reizthema gewesen. Nicht für Norbert Palm: „Für mich gab es nur ein Kriterium für diese Entscheidungen: die Qualifikation.“

Besonderes beeindruckt hat Norbert Palm der familiäre Umgang innerhalb der Schwesternschaft. „Ich glaube, dass ein großer Teil der DRK-Schwestern, die in der Klinik arbeiten, eine enge Bindung zu ihrem Arbeitgeber haben. Das ist nicht selbstverständlich.“ Außerdem sei ihm der fürsorgliche Umgang mit den eigenen Mitgliedern öfter positiv aufgefallen. In Sachen fachliche Kompetenz sind die Rotkreuzschwestern jederzeit auf Augenhöhe mit dem Klinikpersonal. Dabei sind die Ansprüche an Pflegefachkräfte in den letzten Jahren immer weiter gewachsen, die Pflege hat sich spezialisiert – ob in der Kinderkrankenpflege, der Geriatrie, der Anästhesie, im Bereich der Dialyse oder im OP. Ein Thema, dass sich in Sachen Aus- und Weiterbildung vor allem in einer fortschreitenden Professionalisierung zeigt. Ein wichtiger und notwendiger Schritt, der aus Palms Sicht die Zukunft der gesamten Branche prägt: „Die Pflege muss sich weiter als eigener Berufsstand etablieren. Aber das ist noch einiges zu tun.“ Das europäische Ausland sei diesbezüglich weiter.

Norbert Palm verweist diesbezüglich gerne in unser Nachbarland, die Niederlande. Dort sei die Stationsleitung eine akademisch ausgebildete Pflegekraft mit den entsprechenden Leitungsbefugnissen – vergleichbar mit der Verantwortung eines Geschäftsführers. Hierzulande hätte der ärztliche Dienst noch immer die Oberhand. Palm hat die Erfahrung gemacht, dass eine erfahrene Leitung an dieser wichtigen Schlüsselstelle einen entscheidenden Einfluss darauf hat, wie gut die Station funktioniert. Eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit den diensthabenden Ärzten sei dafür entscheidend. „Stationen funktionieren dann gut, wenn das Team gut zusammenarbeitet. Und die Teamentwicklung gehört zu den zentralen Aufgaben der Stationsleitung“, so Palm. „Krankenpflege ist ein Mannschaftssport.“ Der Erfolg messe sich letztlich daran, wie gut das Zusammenspiel funktioniere.

Eine Sache habe sich übrigens bis heute nicht geändert im Krankenhaus: der Mangel an qualifiziertem Personal. „Der Arbeitsmarkt ist nicht erst seit ein paar Jahren angespannt, sondern solange ich zurückdenken kann. Die Rekrutierung von



Fachpersonal hat mich mein gesamtes Berufsleben begleitet.“ Der sogenannte Pflegenotstand – aus Palms Sicht ein Unwort – existiere schon seit Jahrzehnten.

Die Lösung sieht Norbert Palm vor allem in der Verbesserung der Rahmenbedingungen in der Pflege. „Während der Corona-Pandemie waren die Pflegekräfte die ‚Helden der Nation‘. Das ist aber letztlich alles im Sande verlaufen. Außer ein paar Sonderzahlungen hat sich nicht viel geändert. Das macht unzufrieden. Und: Nur Geld motiviert auf Dauer niemand.“ Es gehe um viel mehr. Unter anderem um die Wertschätzung der Pflegekräfte im Arbeitsumfeld – auch in der Zusammenarbeit mit dem ärztlichen Dienst. Und natürlich die Arbeitsbelastung. „Viele suchen nach kurzer Zeit schon nach alternativen Möglichkeiten, um den Lebensalltag zu finanzieren“, so Palm. Durch fehlendes Fachpersonal verschärfe sich die Situation der verbleibenden Mitarbeiter:innen zunehmend. Wie so viele sieht Norbert Palm hier dringenden Handlungsbedarf.

Der Teamgedanke, das vertrauensvolle Miteinander und ein gesundes Arbeitsumfeld seien letztlich die wichtigsten Elemente, um die Versorgung kranker Menschen sicherzustellen. Eine Gemeinsamkeit, die sich auch auf das Hobby des Pensionärs übertragen lässt: „Tauchen ist zu einem großen Teil ein Partnersport, bei dem es auf gegenseitige Verantwortung ankommt. Wenn Regeln nicht eingehalten werden, kann es schnell brenzlich werden“, so Palm.

Was bleibt von seiner Zeit im Klinikum? „Ich habe über all die Jahre die Zusammenarbeit mit der Schwesternschaft als sehr angenehm und wertvoll empfunden.“

Norbert Palm, ehemaliger Pflegedirektor Helios Klinikum



Hüten Sie sich vor humorlosen Menschen

Steffi Kegler war 14 Jahre lang Oberin der Wuppertaler Schwesternschaft. In ihrer Zeit hat sie vieles angestoßen, was heute Früchte trägt.

Seit neun Jahren ist sie jetzt außer Dienst, wie man so schön sagt. Die Freude der ehemaligen Kolleginnen ist dennoch groß, als Steffi Kegler das Haus Vita an diesem sonnigen Tag im August betritt. Ein paar Jahre sei es schon her, dass sie hier gewesen ist, sagt sie. Trotzdem wird die ehemalige Oberin von einigen Kolleginnen herzlich begrüßt. Viele aus dem aktuellen Team kennen sie noch, haben mit ihr zusammengearbeitet. Und man schätzt sie, für das, was sie für die Schwesternschaft getan hat. Was war das genau? Zum Beispiel das Atmungszentrum Haus Vivo: „Ich habe das Haus ins Leben gerufen. Das war ein bisschen mein Baby“, sagt Steffi Kegler. Dabei war die Spezialeinrichtung in Wuppertal-Heckinghausen nur ein Baustein in der Karriere der Oberin. Auch die umfangreiche Sanierung und Erweiterung des Altenheims wurde von ihr angestoßen. Alles gemäß ihrer festen Überzeugung: Die Schwesternschaft muss wachsen und unabhängiger werden. Diese Überzeugung teilt auch Oberin Bettina Schmidt, die die direkte Nachfolge angetreten hat.

45 Jahre in der Schwesternschaft sind eine lange Zeit. Viel Zeit, um sich weiterzuentwickeln. Angefangen hat für Steffi Kegler alles im Alter von 16 Jahren mit einer Ausbildung zur Kinderkrankenschwester im städtischen Krankenhaus Barmen. „Weil ich zu jung war für die Ausbildung, musst ich erst die Vorschule durchlaufen.“ Bis heute, so Kegler, habe sie noch Kontakt zu der ein oder anderen Kollegin, die sie in ihrer Zeit als Vorschü-

lerin kennenlernte. „Es ist ganz witzig, jeder hat unterschiedliche Erinnerungen an diese Zeit.“ Die Oberin hieß zu jener Zeit Hildegard Prowalla und „die suchte händeringend nach Kinderkrankenschwestern“.

Später baute Kegler die medizinische Intensivstation im Krankenhaus mit auf. Nach drei Jahren machte sie eine Ausbildung als Lehrerin für Pflegeberufe in Göttingen. Anschließend arbeitete sie für rund 15 Jahre lang in der Wuppertaler Krankenpflegeschule. Die letzten zwei Jahre davon als Schulleiterin. „Ich kenne heute noch ganz viele Menschen, die jetzt kurz vor der Rente sind, die ich noch ausgebildet habe“, so Kegler. Einen Mangel an Bewerbungen gab es damals übrigens noch nicht. „Wir konnten uns die Bewerberinnen wirklich aussuchen. Es wurden nur die Guten genommen“, sagt Kegler und lacht. Ein Ausbildungsplatz in der Krankenpflege war damals sehr gefragt, so die Oberin a. D. Kein Vergleich mit der heutigen Situation in der Pflege.

Nach der Geburt des zweiten Kindes hat Steffi Kegler einen weiteren Anlauf genommen. Hat sich neu orientiert. Und so arbeitete sie als systemische Beraterin und baute in der Schwesternschaft den Bereich Innerbetriebliche Fortbildung auf. Hauptthema waren berufliche wie auch persönliche Konflikte. „Das hat den Menschen sehr geholfen in ihrer täglichen Arbeit.“ Gerade im klinischen Arbeitsumfeld gebe es immer wieder Konflikte. „Das habe ich sehr gerne gemacht.“ Irgendwann sollte der Bereich dann komplett ins Klinikum verlegt werden. Für Kegler hätte das einen Wechsel weg von der Schwesternschaft bedeutet. Für sie undenkbar: „Da habe ich gesagt, das mache ich nicht“, so Kegler. „Diese Schwesternschaft hat so viel für mich getan. Das wäre für mich wie ein Verrat gewesen.“ Und so übernahm Steffi Kegler die Leitung des Haus Vita. Ein harter Schnitt und auch für Kegler eine Umstellung. Denn, „Altenpflege ist nicht Krankenpflege und Krankenpflege ist nicht Kinderkrankenpflege. Das war alles nicht so einfach.“ Mit Hilfe der Kolleginnen vor Ort

gelang der Wechsel ins Haus Vita, das bis dahin in erster Linie pensionierte Rotkreuzschwestern beherbergte. Viele schöne Erinnerungen habe sie an diese Zeit. An eine Situation erinnert sich Kegler noch heute. Es war eine Begegnung mit Frau Berninghaus, eine pensionierte Oberin aus Wiesbaden, die ihr einen gut gemeinten Rat mit auf den Weg gab: „Hüten Sie sich vor humorlosen Menschen!“ Das habe sich bei ihr eingebrannt, sagt Kegler.

Die Zeit als Oberin der Schwesternschaft hat Steffi Kegler sehr genossen: „Ich habe wirklich viele schöne Sachen erlebt“, sagt sie rückblickend. Sie war die erste Wuppertaler Oberin mit eigenen Kindern. Das war damals noch nicht selbstverständlich, denn bis Anfang der Siebziger mussten Schwestern, die sich für eine Ehe entschieden, als Vereinsmitglied aus der Schwesternschaft austreten.

Steffi Kegler, Oberin a. D. Schwesternschaft Wuppertal



Ich habe wirklich viele schöne Sachen erlebt.

STEFFI KEGLER

Die weitere Entwicklung der Schwesternschaft verfolgt Kegler auch heute noch „mit großer Freude.“ Es sei schön zu sehen, dass die von ihr angestoßenen Projekte und Veränderungen bis heute Früchte tragen und der eingeschlagene Weg weiter verfolgt wird. „Als Oberin war es meine Aufgabe, mich um die Menschen zu kümmern – und das habe ich immer gerne gemacht.“ Diesen Zusammenhalt und den gegenseitigen Respekt der Schwestern im täglichen Miteinander schätzt Steffi Kegler bis heute als eine der größten Stärken der Schwesternschaft.

Neue Wege

Als Oberin leitet Bettina Schmidt seit fast zehn Jahren die Geschicke der Schwesternschaft. Was erwartet uns in den kommenden Jahren?

Wie sind Sie zur Schwesternschaft gekommen?

Bettina Schmidt: Das war 1979, als ich meine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in der Pädiatrie gemacht habe. Nach einigen Jahren habe ich die Stationsleitung übernommen und die erste Anästhesie- und Intensiv-Fachweiterbildung für Pädiatrie gemacht. Nachdem die Kinderklinik wegen Baumängeln umziehen musste, bin ich als Pflegedirektorin zum Petrus-Krankenhaus gewechselt. Danach habe ich unter anderem als Geschäftsführerin im Klinikum Dortmund gearbeitet. Anschließend absolvierte ich das Masterstudium Healthcare und International Management und dann kam der Wechsel in die freiberufliche Unternehmensberatung. Als solche bin ich dann 2014 wieder bei der Schwesternschaft gelandet – und geblieben. Da hat sich der Kreis dann geschlossen.

Wie war es, wieder zurückzukommen? Mir ist nochmals bewusst geworden, wie wichtig mir die berufsethischen Grundsätze bei meiner täglichen Arbeit sind. Außerdem hat mir bei anderen Arbeitgebern diese Füreinander-miteinander-Haltung gefehlt. Ich wollte und will diesbezüglich ein Vorbild für unsere Mitglieder sein – das macht mir große Freude.

Problematisch war am Anfang, dass sich die Schwesternschaft in einer wirtschaftlichen Schiefelage befand und es war meine Aufgabe, dies zu ändern. Dabei war es natürlich hilfreich, dass ich die „Schwesternschaftkultur“ schon kannte. Die Sanierung konnte dann, gemeinsam mit allen Rotkreuzschwestern, effektiv und schnell über die Bühne gebracht werden.

Wie hat sich die Schwesternschaft verändert?

Die Schwesternschaft hat sich schon gravierend verändert. Früher gab es ja nur das Mutterhaus, in dem die Oberin, die Vorschülerinnen, die Rotkreuzschwestern und auch die pensionierten Schwestern untergebracht waren. Arbeiten und Leben – alles unter dem Dach der Schwesternschaft. Für viele junge Frauen und Mädchen, die nach dem Krieg allein dastanden, war dieses Lebensmodell eine neue Chance. Aber es gab auch wohlhabende Familien, die ihre Töchter in der Schwesternschaft eine qualifizierte Krankenpflegeausbildung machen ließen. Heute gibt es dieses Leben nach dem Mutterhausprinzip nicht mehr und alle Rotkreuzschwestern – ich selbst natürlich auch – führen ein privates und ein berufliches Leben.

Was unterscheidet die Schwesternschaft von anderen Pflegeanbietern?

Wir sind eine Gemeinschaft, die durch das Motto „miteinander – füreinander“ geprägt ist. Wir kümmern uns – in beruflichen wie auch privaten Belangen – um alle Mitarbeiter:innen. Diese Form der Fürsorge gibt es woanders nicht. Uns ist es wichtig, dass jeder und jede den Arbeitsplatz erhält, der zu den persönlichen Neigungen und Stärken passt. Wir legen großen Wert darauf, dass den Rotkreuzschwestern berufliche Weiterentwicklung ermöglicht wird, da wir auf Pflegequalität höchsten Wert legen. Wir versuchen immer alles zu ermöglichen, damit jede Rotkreuzschwester ihren individuellen Weg gehen kann. Das gelingt auch dank der engen Zusammenarbeit mit den anderen Schwesternschaften in Deutschland. Ein Beispiel: Wenn jemand umziehen möchte, aber gerne weiter in der Schwesternschaft bleiben will, dann vermitteln wir. Das klappt auch in der Regel prima.

Was sind die größten Herausforderungen? Nach Corona hat sich die Welt verändert. Auch die Menschen haben sich aus meiner Sicht verändert. Es fehlt manchmal an der nötigen Gelassenheit, Belastbarkeit und adäquatem sozialem Verhalten. Das ein Stück weit zurückzuholen, ist sicher eine



Bettina Schmidt, Oberin
Schwesternschaft Wuppertal

große Herausforderung. Auf der anderen Seite haben wir natürlich mit dem Fachkräftemangel zu kämpfen. Der Markt ist aktuell leergefegt und alle Träger fischen im selben Teich. Da ist es wichtig, sich als Arbeitgeber gut anzubieten, aber ich denke, das tun wir bereits. Wir haben schon einiges zu bieten und das wird auch gerne angenommen und wertgeschätzt.

Was muss noch optimiert werden? Wir sind ja schon ein gutes Stück gewachsen in den letzten Jahren und dann ist es oft so, dass die Organisation etwas hinterherläuft. Das ist sicher eine wichtige Aufgabe für die Zukunft. Wir werden die Schwesternschaft da noch besser aufstellen müssen.

Wie geht es mit dem Neubau am Helios voran? Wir warten aktuell noch auf die Baugenehmigung und dann können die Bagger losrollen. Geplant ist eine Bauzeit von zwei Jahren. Wenn alles gut läuft, soll Ende 2025 eröffnet werden.

Was genau entsteht dort? Es wird ein vierstöckiges Gebäude in unmittelbarer Nachbarschaft zum Helios. Eine Ebene ist für die stationäre Langzeitpflege reserviert, eine Ebene für die Kurzzeitpflege und eine für zwei ambulant versorgte Wohngemeinschaften mit je zwölf Bewohner:innen. Ganz grundsätzlich ist der Neubau für die Versorgung von Patient:innen mit besonderen Pflegebedarfen gedacht. Wir wollen mit diesem Konzept Krankenhausaufenthalte verkürzen oder sogar vermeiden. Da geht es zum Beispiel um Menschen, die aus der Klinik entlassen werden, die aber nicht rehafähig sind, die auch nicht zu Hause gepflegt werden können und die nicht in eine Senioreneinrichtung gehören. Es gibt da ganz klar eine Versorgungslücke, die wollen wir füllen. Das ist schon eine anspruchsvolle Aufgabe. So etwas gibt es in Wuppertal und Umgebung bislang noch nicht. Außerdem wird es in dem Gebäude

eine vom ZRK-Kreisverband Wuppertal geführte Kita geben. Die ist primär für die Angestellten vor Ort gedacht. Da werden wir auch darauf achten, dass die Öffnungszeiten entsprechend zu den Arbeitszeiten in der Pflege passen.

Wie sieht die Zukunft der Schwesternschaft aus? Ich stelle mir vor, dass die Schwesternschaft noch mehr wachsen wird, vor allem im Bereich der ambulanten Versorgung. Das ist auch die politisch vorgegebene Richtung. Es wird einen großen Zuwachs bei den außerklinischen Disziplinen geben, auch abseits der Seniorenversorgung. Ich denke, da wird viel Neues entstehen in den nächsten Jahren. Die Krankenhäuser werden in der Gesundheitsversorgung der Zukunft nicht mehr die erste Geige spielen. Mit unserem Neubau sind wir meiner Meinung nach da genau richtig unterwegs.

Ich kann mir gut vorstellen, in Zusammenarbeit mit den ambulanten Pflegediensten und Haus Vivo mehr in der nephrologischen Versorgung zu machen, ebenso in der Hospizarbeit. Wir beschäftigen uns schon heute intensiv mit diesen Themen. Da gibt es einen großen Bedarf. Sehr spannend finde ich auch das Konzept Community Health Nursing. Da geht es um ein spezielles Feld der Pflege und ich sag mal, als Bestandteil der Daseinsfürsorge Gesundheit zu fördern und Krankheit zu verhindern. Das passt zu den Rotkreuzschwestern wie die Faust aufs Auge! Es gibt sehr viele Ideen.

Vielen Dank für das Gespräch.

Die Krankenhäuser werden in der Gesundheitsversorgung der Zukunft nicht mehr die erste Geige spielen. Mit unserem Neubau sind wir da genau richtig unterwegs.

BETTINA SCHMIDT















IMPRESSUM

Diese Publikation erscheint anlässlich
des 150-jährigen Bestehens
der Schwesternschaft Wuppertal.

Herausgeber

DRK Schwesternschaft Wuppertal e. V.
Rudolfstraße 86
42285 Wuppertal
Oberin Bettina Schmidt

info@drk-schwesterschaft-wuppertal.de
drk-schwesterschaft-wuppertal.de

Fotos

Süleyman Kayaalp (wppt.de)

Redaktion

Marc Freudenhammer (wppt.de)

Konzeption und Gestaltung

wppt:kommunikation GmbH
(Süleyman Kayaalp, Maike Hinz,
Beatrix Göge, Sascha Zerbe)
Treppenstraße 17-19
42115 Wuppertal
direkt@wppt.de
wppt.de

